

Inhaltsverzeichnis

- MMag. **Christian Gmeiner**, Zum Projekt
- Dr.in **Heidemarie Uhl**, Denkmäler als Konfrontation mit der Holocaust-Erinnerung,
Zu Christian Gmeiners Projekt „Mobiles Erinnern“ für die Opfer des Todesmarsches
- Univ. Prof. Dr. Dr. h.c. **Szabolcs Szita**, Sieg der Menschlichkeit
- Dr.in **Eleonore Lappin**, Zwangsarbeiter/innen und Helfer/innen in Gmünd und Weitra
- **Piroska Blau**, Dankbrief, 23. Dezember 1945
- Dr. **Leopold Fisch**, Dankbrief, 31. Dezember 1944
- **Magda Adler**, Dankbrief, 9. Jänner 1945
- Dr. **Nikolaus Darvas**, Dankbrief, 10. Jänner 1945
- Dr. **Nikolaus Darvas**, Dankbrief, 28. Jänner 1945
- Dr. **Leopold Fisch**, Dr. **Georg Ujhelly**, **Ines Blau**, Niederschrift, 22. Mai 1945
- Dr. **Arthur Lanc**, Bericht über die sanitären Verhältnisse in Gmünd im Zusammenhang mit dem Volksgerichtsprozess gegen Hans Lukas
- Dr. **Arthur Lanc**, Brief an seine Kinder, Das Schicksal der ungarischen Juden in Gmünd 1944/45
- Dr.in **Elga Lanc**,
- Prof. **György Kármán**, Rede
- Texte der beiden Gedenktafeln (Lappin, Gmeiner)
- Texte der Urkunden (Szita)
- **Matthias Pühringer**, (Österr.Zivildienstler im Holocaustmuseum Budapest), Die stillen Helden
- **Franz Zeilinger**, Volksschuldirektor Weitra,
- SR **Werner Himmer**, Bürgermeister der Stadt Weitra
- Literaturangabe
- Impressum

Christian Gmeiner

Zum Projekt

Das erste Mal habe ich bei einem Aufenthalt in Israel von einem Überlebenden über die Tragödie der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeit und deren vielen Todesopfer in den Jahren 1944 bis 1945 im heutigen Österreich erfahren. Es war für mich, der ich in Österreich aufgewachsen bin und hier studiert habe, erschreckend, dass die meisten meiner Landsleute keine Ahnung von diesem dramatischen Geschehen haben.

Ich bin überzeugt, dass sowohl jeder einzelne Mensch als auch jede Gesellschaft ein Erinnern braucht, um seine Werthaltungen und damit verbundenen Verhaltensmuster zu reflektieren um Fehler nicht zu wiederholen.

In jedem kleinen Ort finden wir, auch oft auf zentralen Plätzen, sogar in Kirchen im Seitenaltar integriert, Kriegerdenkmäler, meist von der Bevölkerung als „Heldendenkmäler“ bezeichnet. Viele Opfergruppen bleiben dabei unerwähnt, auf so manchen Denkmälern wurden aber SS Angehörige extra ausgewiesen und von der Ehre und Verteidigung der Heimat geschrieben. Meiner Meinung nach fehlt jedoch im öffentlichen und privaten Bewusstsein ein umfangreicheres Wissen über diese Zeit. Wichtig ist für mich zu erkennen, wer hinter einer Denkmalerichtung stand, welche Bedürfnisse und Interessen es darzustellen galt. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass nach 1955 in der größten Waldviertler Stadt ein wichtiges russisches Denkmal, ein Obelisk auf einem Massengrab, der bei der Befreiung von den Nazis gefallener russischer Soldaten gedachte, vom öffentlichen Raum entfernt wurde. In den 60-iger Jahren wurde dafür aber ein Denkmal für den höchstdekorierten General, der in Stalingrad gefallen war, errichtet. Weiters wurde in der Nähe ein Andreas – Hofer - Denkmal errichtet, das klarerweise im Zusammenhang mit der Autonomiebewegung in Südtirol steht, doch ist noch immer kein klares öffentliches und sichtbares Zeichen als Erinnerung an das Leid der Juden gesetzt worden!

Jüdische Massengräber sind nach 1945, soweit ich gesehen habe, oft in Folge von Exhumierungen und Umbettungen merkwürdigerweise mit einem Grabstein in Kreuzform versehen worden, was meines Erachtens das Unverständnis dem jüdischen Glauben gegenüber, selbst nach 1945, nochmals deutlich macht.

Die familiären Erzählungen in Österreich beschränken sich oft auf die Schilderung der Zerstörungen durch Bomben und der Armut in der Nachkriegszeit, *zum Beispiel hat mein ehemaliger Geschichteprofessor seine Familie als Opfer bezeichnet, da sie als ehemalige führende Nazis wirtschaftliche Nachteile in der Nachkriegszeit hatten.* Für mich wäre wichtig, möglichst komplett einen Überblick dieser Zeit zu vermitteln, unterschiedliche familiäre Narrative zusammenzufügen um Jugendlichen eine klare Wertorientierung zu ermöglichen.

Wer kann schon nach 61 Jahren Interesse daran haben, dass nicht alles erwähnt wird, dass es Aussparungen in der Denkmal- und Erinnerungskultur gibt?

Durch meine mobile Stahlplastik „MOBILES ERINNERN“ habe ich jahrelang an die dramatischen Ereignissen der Todesmärsche ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter erinnert und konnte dadurch ein umfangreiches Material sammeln.

Aus Respekt vor den Opfern und den Überlebenden und Rettern fand ich es an der Zeit, dieses Gedenken nachzuholen und an vielen Orten, durch die jene Marschroute führte, für einige Zeit die Stahlskulptur „MOBILES

ERINNERN“ aufzustellen, um so ein umfassendes Gedenken an eine menschenverachtende Epoche sichtbar zu machen.

Die Bevölkerung wurde mit unzähligen Morden an Juden vor der eigenen Haustür konfrontiert. Manche waren Mittäter, einige Zuseher, andere wieder Wissende, nur ganz wenige fanden dabei den Mut zur Hilfe, aber alle haben davon erfahren. Auch wenn viele behaupten, von den KZs in Dachau, Auschwitz und Mauthausen sowie den damit verbundenen Gräueltaten und der industriellen Vernichtung ganzer Bevölkerungsgruppen zu jener Zeit nichts bemerkt zu haben, so könnte man doch heute Erzählungen über den Todesmarsch im eigenen Ort dazu verwenden, um zu warnen und der Opfer zu gedenken.

Ganz besonders freue ich mich, dass jetzt in vielen durch meine Stahlplastik bzw. mein Projekt konfrontierten Gemeinden Schulen diesbezüglich aktiv werden, Maturaarbeiten wie die des Schülers Gsellmann aus Eisenstadt und vieles mehr entstehen, Zeitzeugenberichte seitens junger Historiker verschriftlicht werden (um Interessierten zur Verfügung zu stehen) und dass in vielen Gemeinden ständige Denkmäler und Gedenktafeln zur Ausschreibung kamen. Bruck an der Leitha will nun einen seit 1948 vorhandenen Grabstein von jüdischen Opfern mit deren Namen versehen.

Durch ein Gespräch während eines Symposiums zu diesem Projekt ergab sich auf Vorschlag des Herrn Univ.Prof. Szita die Idee, Dankesurkunden an Familien, die ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter/innen gerettet haben, und deren Gemeinden zu übergeben. Durch eine Baumpflanzung wollte ich zusätzlich ein vitales Zeichen in der Nähe von Bildungsstätten setzen. Um die Nachhaltigkeit zu sichern ließ ich Gedenktafeln, die neben den Bäumen aufgestellt werden, anfertigen und regte zu dieser vorliegenden Broschüre an. Ich danke hiermit allen Autorinnen und Autoren für ihre wertvollen Beiträge.

Eine Chance finde ich darin, dass in öffentlichen Bereichen wie Schulen und sogar Kindergärten Bäume für Lebensretter gesetzt werden können. Dafür danke ich allen Beteiligten sehr herzlich, ganz besonders für die Finanzierung durch das Waldviertelfestival!

Das Projekt möchte auch anregen, wiederum die landesübliche Gedenkkultur zu reflektieren und zu erweitern, sodass nicht nur vor allem „Krieger- und Heldendenkmäler“ in den österreichischen Ortschaften das Erinnerungsmonopol haben, sondern dass auch der Menschen gedacht wird, die während ihrer Internierung und Zwangsarbeit starben, und auch derer, die unter Einsatz des eigenen Lebens andere vor dem sicheren Tod bewahrt haben.

Empathie gegenüber anderen Personen und Respekt vor neuen Lebensformen ist für unser aller Zukunft in Österreich, der EU und dem Weltganzen dringend erforderlich. Dies soll ein kleiner Beitrag dazu sein.

Denkmäler als Konfrontation mit der Holocaust-Erinnerung

Zu Christian Gmeiners Projekt „Mobiles Erinnern“ für die Opfer des Todesmarsches

I. Holocaust-Erinnerung und die Wiederkehr des Denkmals in der Postmoderne

Die Wiederkehr des Interesses an Denkmälern in der öffentlichen Debatte wie auch in der zeitgenössischen Kunst ist ein Phänomen der 1980er Jahre. Noch wenige Jahre zuvor war das „Ende der Denkmäler“ proklamiert worden, sie galten als anachronistisch, „nach den Auswüchsen des 19. Jahrhunderts mit seiner erbärmlichen Ästhetik und schamlosen Legitimierung von Politikⁱ als überwundene Instrumente politischer Propaganda, vollends diskreditiert durch die monumentale Denkmalflut des Nationalsozialismus.ⁱⁱ

Die Amnesie einer zukunftsorientierten Moderne wurde in den 1980er Jahren allerdings von einem neuen Historismus, einer „Vergangenheitsbesessenheit“ (Andreas Huyssen) abgelöst, die nun – unter postmodernem Vorzeichen – neuerlich die Dimension der Geschichte in den Fokus des gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Interesses rückte.ⁱⁱⁱ Der Blick in die Vergangenheit richtete sich allerdings nicht mehr vorrangig auf Traditionen eines historischen Erbes, das der positiven Identitätsstiftung eines Kollektivs/einer Nation zugrunde gelegt werden kann, sondern auf die Bezugspunkte eines „negativen Gedächtnisses“ (Volkhard Knigge), die „öffentliche Erinnerung an *begangene*, nicht an *erlittene* Untaten“.iv Bislang ausgeblendete Fragen nach der „guilt of nations“ (Elazar Barkan), nach Schuld und Mitverantwortung an Verbrechen, die im Namen eines Kollektivs begangen wurden, rückten in den Vordergrund. Im Fokus dieser Neuperspektivierung der Vergangenheit steht der Holocaust, der zunehmend als „Zivilisationsbruch“,v als „die tiefste Wunde der westlichen Zivilisation“vi begriffen wurde.

Dieser Perspektivenwechsel markiert eine transnational wirksame Zäsur in der gesellschaftlichen Erinnerungskultur: Nicht allein in den ehemaligen „Tätergesellschaften“, auch in den vom NS-Regime okkupierten Ländern haben die politischen Mythen der Nachkriegszeit bzw. des Kalten Krieges an Integrationskraft verloren. Während nach 1945 in den Ländern des ehemaligen nationalsozialistischen Herrschaftsbereichs die eigene Bevölkerung als Opferkollektiv bzw. im Widerstand gegen die nationalsozialistische Okkupation dargestellt wurde, die Schuldfrage zurückgewiesen bzw. auf Deutschland projiziert wurde,vii führte in den 1980er Jahren die Frage nach der historischen Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes zu gesellschaftlichen Grundsatzdebatten bzw. zu Initiativen einer neuen Erinnerungskultur, in deren Mittelpunkt die bislang vielfach nicht entsprechend gewürdigten Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik standen.

Die „Renaissance“ des Denkmals in der zeitgenössischen Kunstviii ist somit im Zusammenhang mit der Wiederkehr der „verdrängten“ Erinnerung an den Holocaust zu sehen, damit war aber auch eine funktionale wie ästhetische Neudefinition von Denkmälern als Medien des kollektiven Gedächtnisses verbunden: Die neue Denkmalkultur für die Opfer des NS-Regimes stand nun nicht mehr in der Tradition einer heroisch-pathetischen Repräsentation der Vergangenheit, wie sie zumeist auch den nach 1945 errichteten Widerstandsdenkmälern zugrunde lag,ix sondern folgte den Bedürfnissen eines negativen Gedächtnisses, der Erinnerung an die Schuldverstrickung der „Tätergesellschaften“, von denen das NS-Herrschaftssystem getragen worden war. Insbesondere die neue Kategorie der Holocaust-Denkmäler sollte sich als eine zentrale Herausforderung für die Kunst und zugleich als Schnittstelle zwischen künstlerischen, gesellschaftlichen und auch wissenschaftlichen Debatten erweisen. Das Feld der Kunst wurde damit in jene gesellschaftlichen Auseinandersetzungen involviert, die in der Frage des Umgangs mit den Menschheitsverbrechen des NS-Regimes immer wieder entflamten.

Die Denkmalprojekte für die Opfer des Holocaust eröffneten so ein soziales Handlungsfeld, in dem Kunst – durchaus in einer Tradition der Moderne – als gesellschaftskritische Instanz agieren konnte. Die Frage der „Verdrängung“ der NS-Vergangenheit war, wie erwähnt, seit Mitte der 1980er Jahre zum Katalysator für gesellschaftspolitische Grundsatzdebatten geworden, Kunst wurde nun in die geschichts- bzw. kulturpolitischen Kämpfe involviert, Objekte im

öffentlichen Raum wurden zum Gegenstand heftiger Kontroversen, die oft bereits mit der Ausschreibung bzw. beim Wettbewerb einsetzten. Besonders intensiv wurden die Debatten bei jenen Denkmälern geführt, die durch Widmung, Auftraggeber, Finanzierung und Standort als repräsentative Ausdrucksformen der Gedächtniskultur eines Kollektivs bzw. einer Nation gelten konnten, wie die Holocaustdenkmäler in Berlin und Wien oder das ebenfalls von der Stadt Wien errichtete „Mahnmal gegen Krieg und Faschismus“ von Albert Hrdlicka am Albertinaplatz. Die symbolischen Schlachten um diese Orte und Objekte der Erinnerung wurden vor allem auch als Kulturkampf zwischen „rechts“ und „links“ geführt, und während in anderen Politikfeldern (wie etwa der Sozialpolitik) die ideologischen Grenzlinien zunehmend erodierten, erwiesen sie sich im Feld der Erinnerungskultur als noch intakt.

Die Herausforderung für die Gestaltung von Holocaust-Denkmalern lag aber nicht allein in einer adäquaten Darstellung des Geschehens selbst, sondern in der nachhaltigen, über die Generation der Mitlebenden hinaus gehenden Verankerung der Holocausterinnerung im kollektiven Gedächtnis – war nicht auch bei dieser Denkmalkategorie zu befürchten, dass Erinnerung an ein Objekt delegiert und damit „entsorgt“ werden würde?^x Damit wurde die Frage der Rezeption zentral: Das „Wirken des Holocaust-Denkmal (erschöpft sich) keineswegs nur in der Vergangenheitsaufarbeitung, der es seine Entstehung verdankt, sondern umfasst ebenso sehr die Rezeption durch den Betrachter. Der Besucher einer Gedenkstätte vervollständigt notwendigerweise erst den Erinnerungsakt.“^{xi}

Dieser Erinnerungsakt ist allerdings mit einer Aporie konfrontiert, die bereits Robert Musil mit seinem bekannten Diktum von der Unsichtbarkeit, der Denkmale nach ihrer Enthüllung anheim fallen,^{xii} angesprochen hat: Auch im Fall der Holocaust-Denkmal verblasst offenkundig die soziale Energie, die ihrer Initiierung und Durchsetzung zugrunde liegt, mit ihrer Realisierung, ungeachtet der Konfliktgeschichte, die sich insbesondere mit nicht allein geschichtspolitisch, sondern auch ästhetisch umkämpften Projekten verbindet.

Dabei unterläuft gerade auch die ästhetische Qualität dieser Kunstwerke ihr kritisches Selbstverständnis als Intervention in das Geschichtsbewusstsein: Die Denkmäler von Peter Eisenman und Rachel Whiteread in Berlin bzw. Wien sind nicht allein Zeichensetzungen im Umgang mit der NS-Vergangenheit, sondern vor allem auch Ikonen der zeitgenössischen Kunst – mit diesen Projekten positionieren sich Städte nicht allein in einer globalen „Topographie der Erinnerung“ an den Holocaust, sondern ebenso im *mapping* der zeitgenössischen Kunst.

James E. Youngs Bemerkung, dass sich „der Künstler beim Entwurf eines Denkmals nicht nur der Erinnerung, sondern auch der Kunst gegenüber verantworten (muß)“,^{xiii} verweist auf die Ambivalenz von Affirmation und Kritik, die auch dieser Denkmalkategorie innewohnt: Holocaust-Denkmal repräsentieren zum einen ein „Gegengedächtnis“ zu den Strategien des „Vergessens“ und „Verdrängens“ von Schuld und Mitverantwortung, andererseits sind auch sie eingebunden in geschichtspolitische und gedächtniskulturelle Interessen und Strategien. Die damit verbundenen positiven Sinnstiftungszusammenhänge beziehen sich naturgemäß nicht auf das vergangene Ereignis selbst, sondern auf den Akt des Erinnerns, und es ist gerade dessen gesellschaftliche Relevanz, die in diesen Denkmalprojekten zum Ausdruck gebracht wird: Die Initiative bzw. Finanzierung durch die öffentliche Hand, die Dimensionierung der Objekte, ihre Platzierung im symbolischen Zentralraum der Stadt, die AutorInnenschaft international renommierter KünstlerInnen verleiht Holocaustdenkmälern vielfach den Charakter von materiellen Ausdrucksformen einer Neupositionierung der offiziellen Erinnerungskultur, die nun offenkundig nachhaltig – gewissermaßen „unübersehbar“ – in das Weichbild der Städte eingeschrieben werden soll.

Der dauerhaften, wenngleich von funktionaler Unsichtbarkeit bedrohten Präsenz von Denkmälern stehen allerdings jene Projekte gegenüber, die als temporäre Interventionen im öffentlichen Raum konzipiert sind. Installationen wie Hans Haackes „Und Ihr habt doch gesiegt“, das in Graz im Rahmen des steirischen Herbst im Gedenkjahr 1938/88 realisiert wurde,^{xiv} beziehen ihre „soziale Energie“ gerade aus ihrer zeitlichen Begrenztheit: Als Kunstwerke auf Zeit sind ihnen radikalere Formensprachen möglich, als Intervention „von außen“ können sie präziser in die tabuisierten Schweigestellen des Gedächtnisses intervenieren als jene Denkmalprojekte, die dauerhaft über die geschichtspolitische Haltung eines Kollektivs Auskunft geben sollen.

Denkmäler als temporäre Intervention: Christian Gmeiners Projekt „Mobiles Erinnern“ für die Opfer des Todesmarsches

Seit Jahresende 1944 wurden ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen unter menschenunwürdigen Bedingungen bei den Schanzarbeiten zum sogenannten Südostwall eingesetzt. Mit dem Heranrücken der Roten Armee begannen im März 1945 die Evakuierungen in die Konzentrationslager Mauthausen und Gunskirchen. Dieser Todesmarsch wurde in verschiedenen Routen durch das Burgenland, die Steiermark, Ober- und Niederösterreich geführt, dabei starben Tausende ungarische Jüdinnen und Juden an Erschöpfung, Unterernährung und Krankheiten, wurden Nichtmarschfähige „routinemäßig“ erschossen, wobei die Befehle zur Behandlung der jüdischen Häftlinge von den jeweiligen Gau- bzw. Kreisleitungen ergingen. Es kam aber auch zu örtlichen Massakern mit Hunderten Todesopfern, wie etwa in Rechnitz und am Prächl bei Eisenerz. Allein auf der letzten, 55 Kilometer langen Etappe von Mauthausen nach Gunskirchen starben rund 6.000 Menschen. Das 1948 begründete Jüdische KZ-Grabstätten-Eruierungs-Komitee schätzte die Gesamtzahl der ungarisch-jüdischen Opfer der Todesmärsche in Österreich auf 23.000.^{xv}

Das Gedenken an die Opfer des Todesmarsches ungarisch-jüdischer ZwangsarbeiterInnen zu Kriegsende 1945 bildet eine ganz spezifische Leerstelle im österreichischen Gedächtnis und ebenso in der Topographie des Erinnerns und Vergessens, die die österreichische Gedächtnislandschaft seit 1945 strukturiert.^{xvi} Auf offizieller Ebene wurde unter dem Vorzeichen der Opferthese der österreichische Freiheitskampf gegen das NS-Regime in den Vordergrund gerückt, im regionalen und lokalen Kontext konnte hingegen – außerhalb Wiens – selbst die Erinnerungskultur für den politischen Widerstand kaum durchgesetzt werden. Was in weiten Teilen Österreichs die Sichtweise auf die Jahre 1938 bis 1945 prägt, sind Kriegerdenkmäler, die an die gefallenen Wehrmachtssoldaten als „Helden“ erinnern, die ihr Leben zur „Verteidigung der Heimat“ geopfert haben. Der Präsenz der Kriegerdenkmäler im öffentlichen Raum steht die Marginalisierung der Erinnerung an die ermordeten jüdischen ÖsterreicherInnen gegenüber. Das Gedenken an den Holocaust blieb weitgehend auf die jüdischen Friedhöfe und die Gedenkstätten der Kultusgemeinden beschränkt – Orte, die von einer nichtjüdischen Öffentlichkeit in der Regel kaum rezipiert wurden. Die ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen, die entlang der Routen der Todesmärsche vor aller Augen von SS-Männern und SA-Wachmannschaften, vor allem aber von Angehörigen des örtlichen Volkssturms und sogar der Hitlerjugend ermordet wurden,^{xvii} wurden allerdings zumeist gänzlich aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht – nicht allein in der Erinnerungskultur, sondern auch in der mündlichen Kommunikation. Nachdem ihre sterblichen Überreste nach Kriegsende in der Regel exhumiert und in Massengräbern beerdigt worden waren, erinnerte an den *authentic sites* der Gewaltverbrechen selbst, in den Dörfern und Kleinstädten, nichts mehr an diese Ereignisse.

Das österreichische Gedächtnis, die „spezifisch österreichische Kultur des Erinnerns und Vergessens“ des Nationalsozialismus nach 1945^{xviii} bzw. seine materielle Ausprägung in der Denkmallandschaft wurde erst Ende der 1980er Jahre kritisch diskutiert, wobei die Debatte um die Kriegsvorgänge Kurt Waldheims 1986 zum Katalysator für einen Perspektivenwechsel im Hinblick auf den Ort des Nationalsozialismus in der österreichischen Geschichte^{xix} wurde. Die Kritik an der „unbewältigten“ NS-Vergangenheit richtete sich dabei insbesondere auch auf die bisherigen Leer- und Schweigestellen des öffentlichen Erinnerns. Insofern sind die Zeichensetzungen einer neuen Erinnerungskultur für bislang kaum berücksichtigte Opfergruppen auch als Akte einer symbolischen Wiedergutmachung zu sehen, die nicht nur in Wien, wo das Holocaust-Denkmal am Judenplatz an die „mehr als 65.000 österreichischen Juden, die in der Zeit von 1938 bis 1945 von den Nationalsozialisten ermordet wurden“ (Inscription) erinnert,^{xx} sondern auch in den Landeshauptstädten zu zahlreichen Denkmalerrichtungen für die Opfer der NS-Vernichtungspolitik geführt haben.

Im lokalen Kontext, vor allem in den *face to face-communities* von Dörfern und Kleinstädten, ist die Erinnerung an die Opfer der NS-Verfolgung – und damit zugleich an die eigene Tätergeschichte – aber noch immer umstritten, insbesondere wenn es sich um Gewaltverbrechen handelt, bei denen Schuld nicht der abstrakten Kategorie des

nationalsozialistischen Herrschaftsapparats zugeschrieben werden kann, sondern konkret benennbar ist, wie dies bei der Ermordung der ungarisch-jüdischen ZwangsarbeiterInnen zu Kriegsende der Fall ist: Die Tatorte des Todesmarsches finden sich zumeist in Dörfern und Kleinstädten, sie verweisen auf ganz konkrete Täter aus dem lokalen Umfeld, die Frage der Schuld berührt auch heute noch örtliche Familiengeschichten. Lokale Initiativen zur Errichtung von Gedenkstätten stießen wohl deswegen – wie etwa in Rechnitz^{xxi} – auf vehemente Abwehr, erst in jüngster Zeit sind vereinzelt Denkmalsetzungen für Massaker an ungarischen Juden zu verzeichnen, etwa am Eisenerzer Präbichl.^{xxii}

Das Projekt „Mobiles Erinnern“ von Christian Gmeiner^{xxiii} ist als Intervention in diese Schweigestelle zu verstehen, als Konfrontation mit der „Tätergeschichte“ vor Ort. Ausgehend vom Holocaust Memorial Center in Budapest, das am 17. 4. 2004 zur ersten Station des Projekts wurde, zeichnen Szombathely und die rund 30 österreichischen Orte, an denen das „mobile Denkmal“ errichtet wurde,^{xxiv} die Routen der Todesmärsche nach. Als Endpunkt waren Mauthausen, Gunskirchen und Ebensee geplant, diese Gemeinden gaben allerdings keine Zustimmung zur Aufstellung der Plastik im Ortszentrum, deswegen fand die Schlussveranstaltung am 18. Juni 2005 in Wien statt.

Das „mobile Denkmal“ ist ein Stahlobjekt, besteht aus einer Grundplatte im Ausmaß von 4 x 1 Metern und zwei etwa zwei Meter hohen Dreiecken aus gelbem Stoff, die gegenübergestellt montiert sind, „dadurch entsteht von einem frontalen Blickpunkt aus die Form des Davidsterns“. In die Bodenplatte ist der Schriftzug „Todesmarsch ungarischer Juden 1944-45“ eingeschnitten, dieser Schablonentext sollte nach dem Abbau der Plastik als „Stempel“ dienen, um einen Schriftzug am Boden zu hinterlassen. Dies wurde allerdings von den meisten Gemeinden abgelehnt.^{xxv}

Offenkundig beruht die Wirkung des Objekts gerade auf dem Einsatz von einfachen, nachgerade plakativen künstlerischen Mitteln. Durch den Verzicht auf eine abstrakte Herangehensweise, wie sie Christian Gmeiner etwa in den Tafeln zur Erinnerung an das Kriegsgefangenenlager STALAG XII B in Krems-Gneixendorf realisiert hat,^{xxvi} zugunsten eines unmittelbar verständlichen Objekts wird die Erinnerung an den Todesmarsch provokant sichtbar – und unübersehbar – buchstäblich mitten im Ort platziert – dort, wo sich häufig das Kriegerdenkmal befindet. Für ein bis vier Wochen in den jeweiligen Stationen errichtet, konfrontiert der überdimensionale Davidstern in der Signalfarbe gelb mit einem Symbol nationalsozialistischer Vernichtungspolitik und erinnert an die seit 1945 ausgeblendete Verstrickung in den Holocaust.

Als Agentur einer verstörenden Erinnerung an die lokale Schuldgeschichte konzipiert, ist das Projekt „Mobiles Erinnern“ aber zugleich eine soziale Intervention, die das sichtbar macht, was Jan Assmann als die wesentliche Funktion von Gedächtniskultur bezeichnet hat: Auskunft zu geben über den gegenwärtigen Normen- und Wertehorizont eines Kollektivs.^{xxvii} Insofern sind die Reaktionen der lokalen Machtinstanzen auf das Ansuchen, in ihrem Ort eine temporäre Skulptur zur Erinnerung an die hier stattgefundenen Ermordung ungarischer Juden aufzustellen, ein Indikator für die Akzeptanz und Unterstützung bzw. Distanz und Ablehnung gegenüber einer Konfrontation mit der lokalen Involvierung in den Holocaust: Gibt eine Gemeinde ihre Zustimmung bzw. darüber hinausgehende Unterstützung, verhält sie sich distanzierend oder lehnt sie das Vorhaben ab? Wird die Aufstellung an einem zentralen Ort bewilligt oder wird das temporäre Denkmal an der Peripherie platziert? Nehmen der Bürgermeister, die Bürgermeisterin, der Pfarrer und andere Vertreter des öffentlichen Lebens an der Gedenkfeier teil? Bekunden LehrerInnen und SchülerInnen Interesse? Gibt es örtliche Gedenkinitiativen im Rahmen des Projekts bzw. ist daraus ein Anstoß zu nachhaltigeren Formen des Gedenkens – etwa Denkmäler oder Gedenktafeln – erfolgt? Wie reagiert die „Erfahrungsgeneration“ der Ereignisse, auf welche Resonanz stößt das Erinnerungsprojekt bei den „Nachgeborenen“?

Die Spannweite der Reaktionen lässt das Projekt in der Tat als Indikator für durchaus unterschiedliche Sensibilitäten und Haltungen im Spannungsfeld von „Erinnern“ und „Verdrängen“ erscheinen, wobei eine weitergehende Analyse der Ursachen für die unterschiedlichen Einstellungen durchaus lohnend wäre. So reagierten sieben Gemeinden – Loretto, Moschendorf, Oberwart, Stotzing (Burgenland), Gnas, Gratkorn (Steiermark), Göstling (Niederösterreich) – auf die Anfrage von Christian Gmeiner hinsichtlich einer Aufstellungsgenehmigung nicht. Eine dezidierte Ablehnung mit Argumenten wie die Gemeinde habe „leider keinen geeigneten Platz für die Aufstellung der Gedenkplastik“^{xxviii} oder es gäbe bereits einen Grabstein am Friedhof erfolgte z. B. aus Lanzendorf und aus Strasshof an der Nordbahn, beide

Niederösterreich. In einigen Fällen wurde darauf verwiesen, dass es im Ort keinen Todesmarsch gegeben habe sondern vielmehr in den Nachbargemeinden, so nannte Gunskirchen den Nachbarort Lambach, Weißenbach an der Triesting die Gemeinde Altenmarkt an der Triesting.

Von besonderem Interesse ist die Reaktion der burgenländischen Gemeinde Rechnitz, wo eines der größten Massaker des Todesmarsches stattgefunden hatte – etwa 200 arbeitsunfähige jüdische ZwangsarbeiterInnen aus Ungarn waren in der Nacht zum 25. März von Teilnehmern eines Gefolgschaftsfests der örtlichen Nazi-Prominenz erschossen worden,^{xxxix} das Massengrab konnte nicht zuletzt wegen der mangelnden Kooperationsbereitschaft der örtlichen Bevölkerung bis heute nicht aufgefunden werden. Hier gebe es kein Massengrab, es seien nie Juden gestorben, erklärte etwa der Bürgermeister bei einem Gespräch mit Christian Gmeiner im Rechnitzer Rathaus. Schließlich wurde in Rechnitz zwar die Aufstellung der Gedenkplastik neben dem Kriegerdenkmal genehmigt, eine weitere Involvierung der Gemeinde bzw. eine Einbindung der politischen Repräsentanten in die Gedenkfeier war aber nicht erwünscht.^{xxx}

Ebenso wie in Rechnitz wurde die Einladung an den jeweiligen Bürgermeister, bei der Gedenkfeier zu sprechen, auch in einigen anderen Orten ablehnend beschieden, wofür unterschiedliche Gründe angeführt wurden. In Kirchdorf an der Krems wurde die Genehmigung zur Aufstellung der Plastik erteilt, zugleich wurde signalisiert, dass die Gemeinde das Gedenkprojekt nicht unterstützt. In der Steiermark bewirkten offenkundig die unmittelbar bevorstehenden Gemeinderatswahlen, dass die Bürgermeister der Bezirkshauptstädte Hartberg und Fürstenfeld auf Distanz zum Projekt gingen. In Hartberg hatten Bürgermeister und Vizebürgermeister „keine Zeit“ für eine Teilnahme an der Gedenkfeier, allerdings wurden der Gemeindevorstand und der Magistratsdirektor entsandt. In Fürstenfeld wurde die Einladung zur Gedenkfeier nach einem Beschluss des Stadtrates abschlägig beschieden, der Künstler wurde darüber informiert, dass „eine aktive Beteiligung der Stadtgemeinde Fürstenfeld (...) nicht vorgesehen (ist)“.^{xxxix} In anderen steirischen Orten unterstützten die Bürgermeister allerdings trotz Wahlkampf das Projekt, der Bürgermeister von Klöch wurde deswegen telefonisch bedroht.

Auch die Unterstützung der lokalen kirchlichen Instanzen war nicht immer gegeben, in den Stadtgemeinden Hartberg und Gleisdorf, in Litzelsdorf, Kirchdorf an der Krems und Markt Neuhodis kamen die Pfarrer dem Ansuchen, an der Gedenkfeier mitzuwirken, nicht nach. Bei einer telefonischen Kontaktaufnahme wurden zwar auch Gründe wie Zeitmangel („keine Zeit, ein Begräbnis“) genannt, vielfach wurde aber offen die Ablehnung des Projekts bekundet. Einige Auszüge aus den Gesprächsprotokollen von Christian Gmeiner: „Verstehen Sie mich nicht falsch, aber der Hitler hat auch gute Seiten gehabt!“ (...) „Wir haben keinen Bedarf für so ein Gedenken!“ (...) „Ich weiß nicht was ich dazu sagen soll. Ich bin gegen das ewige Herumrühren in dieser Sache, da muss endlich ein Schwamm darüber“.^{xxxii}

Ungeachtet der angeführten Ablehnungen ist allerdings festzuhalten, dass die Zustimmung bzw. die Unterstützung des Projekts „Mobiles Erinnern“ weitaus überwog. In den meisten Fällen konnten sowohl die Aufstellung der Skulptur als auch die Teilnahme des Bürgermeisters bzw. von Vertretern der Gemeinde und Repräsentanten der katholischen bzw. evangelischen Kirche gesichert werden. Die meisten Gemeinden verschickten offizielle Einladungen zur Gedenkfeier und Informationen zum Projekt und zu seinem historischen Hintergrund. In den Landeshauptstädten Eisenstadt, Graz, St.Pölten und Wien nahmen auch Vertreterinnen der in Gemeinderat und Landtag vertretenen Parteien, der Israelitischen Kultusgemeinde, Überlebende des Todesmarsches und HistorikerInnen teil. Seitens der Stadtgemeinde St. Pölten wurde weiters eine Forschungsarbeit über ein bislang unbekanntes Zwangsarbeitslager für ungarische Juden in St. Pölten/Viehofen initiiert.^{xxxiii}

In einigen Orten erfolgte ein über die Unterstützung der offiziellen Stellen hinausgehendes Engagement von Schulen, Vereinen und anderen Institutionen. So wurden etwa bei der Gedenkfeier in Klöch (Steiermark) Kerzen entzündet und Blumen niedergelegt und von SchülerInnen verfasste Texte vorgelesen, in St. Margarethen (Burgenland) erfolgte eine Prozession von SchülerInnen vom mobilen Denkmal zum jüdischen Massengrab, alle hatten Kerzen und Blumen mitgebracht. In Markt Allhau (Burgenland) waren es zwei namentlich genannte Privatpersonen, die einen Blumenstrauß mit dem Schriftband „Dieser Abschnitt unserer Geschichte erfüllt uns mit Scham und Trauer“ niederlegten. In Persenbeug (Niederösterreich) organisierte ein Gesangsverein eine große Gedenkveranstaltung, bei der Projekte aus

fünf Schulen eingebunden waren. Bei den Gedenkfeiern in Wien und St. Pölten lasen SchülerInnen Gedichte von Miklós Radnóti, einem Opfer des Todesmarsches, und Texte aus Tagebüchern und Prozessberichten, in Wien fand zudem ein Gespräch von Bela Varga, einem Überlebenden, mit SchülerInnen der HLA für Mode und künstlerische Gestaltung Herbststraße, Abteilung Kunst, und des Lise Meitner-Realgymnasiums an der Schottenbastei, statt.^{xxxiv}

Wenngleich während der örtlichen Aufstellungsphasen zumeist keine besonderen Schutzmaßnahmen ergriffen wurden, kam es nur in wenigen Fällen zu Attacken auf das Objekt. In Szombathely war ein Schnitt in die textile Bespannung zu verzeichnen, am Wiener Morzinplatz wurde trotz ständiger Polizeipräsenz ein Dreieck des Davidsterns abgebrochen nachdem bereits zuvor beide Dreiecke stark verbogen worden waren.^{xxxv} Am Vorabend zum Allerheiligentag wurde in Bruck an der Leitha die Textilbespannung des Davidsterns zerstört.

Insgesamt sind jedoch weniger die ablehnenden Reaktionen sondern vielmehr das Maß an Zustimmung und Akzeptanz, das diese Konfrontation mit der lokalen Tätergeschichte des Holocaust erfahren hat, bemerkenswert. In den meisten Gemeinden stieß das Projekt auf positive Resonanz und Unterstützung, fallweise wurde dem Künstler ausdrücklich für sein Engagement gedankt.^{xxxvi}

Das Projekt „Mobiles Erinnern“ evozierte offenkundig nun auf lokaler Ebene jene Kategorie von Diskursen und Ritualen, die sich seit Ende der 1980er im Zusammenhang mit dem Holocaust-Gedenken auf offizieller Ebene herauskristallisiert haben. Ein Beispiel dafür ist die in der Begleitbroschüre abgedruckte Gedenkrede des Pfarrers von Straden, St. Anna am Aigen und Kapfenstein, in der einerseits jenen Pfarrmitgliedern gedankt wurde, die versucht hatten, den ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern zu helfen, in der aber andererseits einbekannt wurde, dass „auch Menschen aus unserer Pfarre an den ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern schuldig geworden (sind)“. Diesem Bekenntnis folgte die Bitte um Vergebung: „Diese ungarischen Juden haben hier großes Unrecht erlitten: Vor ihnen und allen schuldlosen Opfern dieser Zeit verneige ich mich und sage aus tiefster christlicher Überzeugung: ‚Ich bitte um Vergebung!‘“^{xxxvii} Diese exemplarisch zitierte Rede verweist darauf, dass das kulturelle Muster des offiziellen „Bekenntnisdiskurses“ (Oliver Machart)^{xxxviii} mittlerweile eine breite gesellschaftliche Diffundierung erfahren hat. Als österreichisches *master narrative* für diesen Bekenntnisdiskurs ist die Rede von Franz Vranitzky am 8. Juli 1991 vor dem Nationalrat zu nennen, in der der Bundeskanzler die „Mitverantwortung für das Leid, das zwar nicht Österreich als Staat, wohl aber Bürger dieses Landes über andere Menschen und Völker gebracht haben“ einbekannte und sich „im Namen der österreichischen Bundesregierung (...) bei den Überlebenden und bei den Nachkommen der Toten“ entschuldigte.^{xxxix}

Holocaust-Denkmäler müssen, wie Jochen Gerz vor einigen Jahren bemerkt hat, als „Messer in der Wunde“ wirken, um die Erinnerung wach zu halten.^{xl} Die Erfahrungen in Berlin und Wien stimmen diesbezüglich eher skeptisch: Das Berliner Denkmal wurde bereits kurz nach der Enthüllung als „Freizeitanlage“, als Kinderspielplatz, Location für Picknicks und Treffpunkt für Liebespaare genützt – die meisten BesucherInnen absolvieren den Gang durch das Stelenfeld „in größter Heiterkeit“.^{xli} In Wien hat sich das Holocaust-Mahnmal – entgegen den Befürchtungen in der Errichtungsphase – mittlerweile optimal in das Ensemble des Judenplatzes eingefügt, seine fotografischen Reproduktionen haben Eingang in die Stadtführer gefunden, der Judenplatz hat durch die Denkmalerichtung zweifelsohne eine Aufwertung in der urbanen Topographie erfahren.^{xlii}

Aber auch die überwiegend positive Resonanz, die das Projekt „Mobiles Erinnern“ erfahren hat, evoziert die Frage, ob Denkmäler überhaupt die Funktion erfüllen können, ein Ereignis so im Gedächtnis zu verankern, dass es „nicht aufhört, weh zu tun“ – so das gerade im Zusammenhang mit den Erinnerung an die Opfer des Holocaust vielzitierte Diktum Friedrich Nietzsches.^{xliii} Offenkundig ist gerade die Realisierung eines Erinnerungszeichens für das negative Gedächtnis eines Kollektivs ein Indikator dafür, dass die traumatische Erinnerung an die „eigene“ Schuld nicht mehr verdrängt und verschwiegen werden muss, sondern nunmehr erzählbar, öffentlich darstellbar und im kulturellen Symbolsystem repräsentierbar ist.

Dieser Beitrag erschien in der Festschrift anlässlich des 65. Geburtstages von Götz Pochat, herausgegeben von Johann Konrad Eberlein, Institut für Kunstgeschichte der Universität Graz

Anmerkungen

- ⁱ Andreas Huyssen: Denkmal und Erinnerung im Zeitalter der Postmoderne, in: James E. Young (Hg.): Mahnmale des Holocaust. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens, München 1994, S. 12.
- ⁱⁱ Vgl. Hubertus Adam: Denkmäler und ihre Funktionsweise, in: Denkmal und Erinnerung. Spurensuche im 20. Jahrhundert. Anregungen für Schülerinnen- und Schülerprojekte, hg. v. Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Abteilung für Politische Bildung, Wien 1993 (= Informationen zur Politischen Bildung), S. 10; Peter Steiner: Absage an die Monumentalität nach 1945, in: Ekkehard Mai, Gisela Schmirber (Hg.): Denkmal – Zeichen – Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute, München 1989, S. 33f.
- ⁱⁱⁱ Huyssen, a.a.O., S. 11; vgl. weiters: Aleida Assmann, Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945, Stuttgart 1999.
- ^{iv} Volkhard Knigge: Von der Unselbstverständlichkeit des Guten. Gedächtnis – Bildung – Verantwortung. Festvortrag zum fünfzigsten Geburtstag des Max-Planck-Gymnasiums in Bielefeld, S. 6. (<http://www.mpg-bielefeld.de/index.php?id=1&site=5>, download 1.9.2005)
- ^v Dan Diner (Hg.): Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt am Main 1988.
- ^{vi} Huyssen, a.a.O., S. 10.
- ^{vii} Vgl. Tony Judt: Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Politische Mythen im Nachkriegseuropa, in: Transit (1993) 6, S. 87-120 [(1992): The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe, in: Daedalus 4, S. 83-118]; weiters: Monika Flacke (Hg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Mainz 2004 (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin 2004/05).
- ^{viii} Huyssen, a.a.O., S. 12.
- ^{ix} Zur internationalen Entwicklung der Formensprache der Denkmäler, die seit 1945 „für die Sieger und für die Opfer“ geschaffen wurden vgl. Horst Bredekamp: Bildakte als Zeugnis und Urteil, in: Flacke, a.a.O., S. 32.ff.; zu den „Gedenklanschaften“ für den Holocaust vgl.: James E. Young: Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation, Frankfurt am Main 1992, S. 266-294 [(1988) Writing and Rewriting the Holocaust. Narrative and the Consequences of Interpretation]; James E. Young: Formen des Erinnerns. Gedenkstätten des Holocaust, Wien 1997 [(1993): The Texture of Memory. Holocaust Memorials and Meaning]; Sybil Milton: Holocaust-Memorials: ein amerikanisch-europäischer Vergleich, in: Rolf Steininger (Hg.): Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel, Wien-Köln-Weimar 1994 (= Schriften des Instituts für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und des Jüdischen Museums Hohenems 1), S. 433-443.
- ^x James Edward Young: Die Textur der Erinnerung – Holocaust-Gedenkstätten. In: Hanno Loewy (Hg.): Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte, Reinbek bei Hamburg 1992, S. 220f.
- ^{xi} James E. Young: Die Zeitgeschichte der Gedenkstätten und die Denkmäler des Holocausts, in: ders., Mahnmale des Holocausts, S. 21.
- ^{xii} Robert Musil: Denkmale, in: ders.: Gesammelte Werke 7. Kleine Prosa. Aphorismen. Autobiographisches, Reinbek bei Hamburg 1978 (= Robert Musil. Gesammelte Werke in neun Bänden, hg. v. Adolf Frisé), S. 506.
- ^{xiii} Young, Zeitgeschichte der Gedenkstätten, S. 37.
- ^{xiv} Vgl. Hans Haacke: „Und Ihr habt doch gesiegt“. Zur Installation von 1988 in Graz, in: Young, Mahnmale des Holocausts, S. 51-56.
- ^{xv} Vgl. Eleonore Lappin: Der Zwangsarbeitseinsatz und die Todesmärsche ungarischer Jüdinnen und Juden in Österreich 1944/45, in: Mobiles Erinnern. Gedenken: Todesmarsch ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter 1944-45, o.O., (2005), S. 16-23. (Begeleitbroschüre zum Projekt „Mobiles Erinnern“).
- ^{xvi} Vgl. Heidemarie Uhl: Transformationen des österreichischen Gedächtnisses. Geschichtspolitik und Denkmalkultur in der Zweiten Republik, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, 29. Jg., 2000 (Schwerpunkt: Geschichte denken: Philosophie, Theorie, Methode), S. 317-341.
- ^{xvii} Lappin, a.a.O., S. 16, 20, 22.
- ^{xviii} Waltraud Kannonier-Finster, Meinrad Ziegler: Einleitung und Ausgangspunkte, in: dies.: Österreichisches Gedächtnis. Über Erinnern und Vergessen der NS-Vergangenheit, Wien-Köln-Weimar 1993 (2. Aufl. 1997), S. 11, 13.
- ^{xix} Vgl. Ernst Hanisch: Der Ort des Nationalsozialismus in der österreichischen Geschichte, in: Emmerich Tálos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Reinhard Sieder (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2000, S. 11-24.
- ^{xx} Vgl. Erinnerungszeichen für die Opfer von Nationalsozialismus und Faschismus in Wien. Liste von Erinnerungszeichen, Denkmälern, Gedenktafeln usw. für die Opfer von Nationalsozialismus und Faschismus in Wien, http://www.nachkriegsjustiz.at/vgew/1010_judenplatz.php. Eine weitere Gedenkstätte für die 65.000 ermordeten österreichischen Juden wurde am 9. November 2002 im Wiener Stadttempel in der Seitenstettengasse enthüllt, wobei auf drehbaren Schiefertafeln alle erfassten Namen der Toten eingraviert sind. Vgl. http://www.ikg-wien.at/static/unter/html/gs_index.htm (download 1.9.2005).
- ^{xxi} Lappin, a.a.O., S. 20f.
- ^{xxii} Vgl. Gerhard Freiinger, Gerhard Niederhofer: Gedenkprojekt Todesmarsch Eisenstraße 1945. Die Stadt Eisenerz errichtet mit Jugendlichen ein Mahnmal am Präbichl, in: Heimo Halbrainer, Christian Ehetreiber (Hg.): Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen, Graz 2005, S. 15-18.
- ^{xxiii} Christian Gmeiner, geb 1960 in Wien, lebt und arbeitet seit 1987 als freischaffender Künstler in Krems. Studium an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz und an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien, Lehrtätigkeit u.a. an der HLA für künstlerische Gestaltung Wien und der Pädagogischen Akademie Krems.
- ^{xxiv} Folgende Stationen waren in Österreich vorgesehen: Burgenland: Eberau, Eisenstadt, Litzelsdorf, Loretto (konnte nicht realisiert werden), Markt Allhau, Markt Neuhodis, Moschendorf (konnte nicht realisiert werden), Oberwart (konnte nicht realisiert werden), Rechnitz, St. Margarethen, Siegendorf, Stotzing (konnte nicht realisiert werden), Wolfau; Steiermark: Fürstenfeld, Gleisdorf, Gnas (konnte nicht realisiert werden), Gratkorn/Eggenfeld (konnte nicht realisiert werden), Graz, Hartberg, Klösch, St. Anna am Aigen, Präbichl (konnte nicht realisiert werden); Niederösterreich: Altenmarkt in der Triesting, Bruck an der Leitha, Deutsch-Altenburg, Göstling (konnte nicht realisiert werden), Oberlanzendorf (konnte nicht realisiert werden), Persenbeug/Hofamt Priel, Strasshof (konnte nicht realisiert werden), Weißenbach an der Triesting (konnte nicht realisiert werden); Oberösterreich: Ansfelden (Haid) (konnte nicht realisiert werden), Ebensee (konnte nicht realisiert werden), Enns, Großraming (verschoben auf 26. Oktober), Gunskirchen (konnte nicht realisiert werden), Kirchdorf (konnte nicht realisiert werden), Mauthausen (konnte nicht realisiert werden); Wien: Morzinplatz. Vgl. Mobiles Erinnern, S. 2, Christian Gmeiner, Schreiben an die Autorin v. 3.9.2005.
- ^{xxv} Ebda.
- ^{xxvi} Zum Projekt in Krems-Gneixendorf auf dem Gelände des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers STALAG XVII B siehe <http://www.publicart.at/suche/index.php?weiter=1&pnr=244> (download 1.9.2005)
- ^{xxvii} Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders., Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, S. 16.
- ^{xxviii} Dokumentation Projekt Mobiles Erinnern, Archiv Christian Gmeiner, Krems.
- ^{xxix} Lappin, a.a.O., S. 21.
- ^{xxx} Christian Gmeiner, Schreiben an die Autorin v. 3.9.2005.
- ^{xxxi} Mobiles Erinnern, a.a.O., S. 28.

-
- ^{xxxii} Dokumentation Projekt Mobiles Erinnern, Archiv Christian Gmeiner, Krems.
- ^{xxxiii} Manfred Wieninger: Holocaust vor der Haustür, hg. v. Magistrat der Stadt St. Pölten, o.O. (2005).
- ^{xxxiv} Dokumentation Projekt Mobiles Erinnern, Archiv Christian Gmeiner, Krems.
- ^{xxxv} Ebda.
- ^{xxxvi} So etwa im Schreiben der Marktgemeinde Markt Allhau, abgedruckt in: Mobiles Erinnern, a.a.O., S. 27.
- ^{xxxvii} Zit. n. Mobiles Erinnern, a.a.O., S. 29f.
- ^{xxxviii} Oliver Marchart: Das historisch-politische Gedächtnis. Für eine politische Theorie des kulturellen Gedächtnisses, in: Christian Gerbel u.a.: Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung. Transdisziplinäre Studien zur Gedächtnisgeschichte der Zweiten Republik, Wien 2005 [in Druck].
- ^{xxxix} Zit. n. Gerhard Botz, Gerald Sprengnagel (Hg.): Kontroversen um Österreichs Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, Österreich-Identität, Waldheim und die Historiker, Frankfurt am Main-New York 1994 (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 13), S. 575f.
- ^{xi} ORF 2, 21.4.1997, Treffpunkt Kultur, Stumme Mahner - Mahnmäler gegen den Holocaust.
- ^{xi} Kai Ritzmann: Größte Heiterkeit im Stelenfeld, in: Die Welt, 31.5.2005. <http://www.welt.de/data/2005/05/31/725689.html> (download 1.9.2005).
- ^{xiii} Vgl. Barbara Schröder, Monika Sommer: An On-going memory? Das Mahnmal für die ermordeten Juden Österreichs revisited, in: Zeitgeschichte 31 (2004) 5, S. m302-314.
- ^{xiii} Zit. n. Huyssen, a.a.O., S. 9.

Szabolcs Szita

Sieg der Menschlichkeit

Im Zuge unserer Forschungen kamen wir zu der Erkenntnis, dass Teile der Bevölkerung sowohl in Ungarn als auch in Österreich von Anfang an erkannt hatten, dass der nationalsozialistische Terror nicht nur für die Gegner des Hitler-Regimes, sondern auch für die auf rassistischer Basis diskriminierten Juden eine tödliche Gefahr bedeutet. In den ländlichen Regionen Österreichs wurde anfangs kaum verstanden, warum die Repräsentanten der Kirche ins Visier der Nazis gerieten. Später mussten sie erkennen, dass die Gefahr viel größer war, als sie ursprünglich angenommen hatten. Den gängigen Gruß „Grüß Gott“ löste nahezu allenthalben das schrille „Heil Hitler“ ab. Die bedrohlichen militärischen Aufmärsche, die von der Hitlerjugend verhöhnten und sabotierten Gottesdienste und kirchlichen Veranstaltungen riefen bei vielen Menschen Empörung hervor, ja sie erregten vielerorts Anstoß.

Kleinere und größere Gruppen verfolgter österreichischer Juden versteckten sich in den grenznahen Wäldern Westungarns. Viele versuchten in ihrer Verzweiflung, auf Flossen und in Booten zu fliehen. Die Polizei und die Einheiten des ungarischen Grenzschutzes standen den Flüchtlingen vielerorts wohlwollend gegenüber. Wer auf ungarischer Seite Bekannte hatte, verwandtschaftliche und geschäftliche Kontakte, oder andere Helfer, der konnte in der Region um Sopron und Mosonmagyaróvár, später auch in der Hauptstadt Budapest, sehr rasch untertauchen. Viele Flüchtlinge erhielten den Status von offiziell Eingereisten, viele durften sich übergangsweise in Ungarn aufhalten. Ab 1941 bildete sich in Ungarn schließlich jenes halblegale Hilfsnetzwerk heraus, das die Juden dabei unterstützte, nach Palästina auszureisen.

Der Umstand, dass Zehntausende Polen, die vor der Wehrmacht geflohen waren in Ungarn Zuflucht fanden, und die Tatsache, dass auf ungarischem Territorium großteils wohlwollend mit den österreichischen Juden umgegangen wurde, war gleichsam ein offener Widerstand gegen den Barbarismus und die Brutalität der deutschen Behörden sowie der militärischen und polizeilichen Einheiten. Die Nachrichten über die deutschen Untaten verbreiteten sich rasch. Vor diesem Hintergrund versuchten immer wieder neue polnische Familien und Gruppen nach Ungarn zu fliehen. Bis zum Frühjahr 1944 galt Ungarn mit seinen 14 Millionen Einwohnern als Zielland für die flüchtenden Juden. Gemäß den historischen Quellen fanden mindestens fünfzehntausend österreichische, deutsche, slowakische, polnische und andere Juden Zuflucht und Unterschlupf in den Dörfern und Städten Ungarns. (Ihre Geschichte wurde leider bis heute nicht aufgearbeitet) Das militärische Einschreiten der Deutschen am 19. März 1944 schaffte jedoch unversehens neue Bedingungen. Die ausländischen Flüchtlinge befanden sich mit einem Schlag in tödlicher Gefahr. Zunächst stellten der SD und die Kommandos der Gestapo den Polen nach, wobei Soldaten und Zivile gruppenweise in Gewahrsam genommen wurden. Es kam nicht selten vor, dass die Flüchtlinge am Ort ihrer Ergreifung exekutiert wurden. Die deutschen und österreichischen Juden – die meisten von ihnen versteckten sich in Budapest – waren sich zu diesem Zeitpunkt bewusst, dass eine weitere Flucht unmöglich war. Ein Teil von ihnen sah im Freitod den einzigen Ausweg.

Das Kommando von Adolf Eichmann war für die Vorbereitung der Deportationen zuständig. Innerhalb von nur wenigen Wochen vermochte es mit seinen willfährigen ungarischen Helfershelfern die rund 825.000 ungarischen Juden in die Enge zu treiben. Ungeachtet dessen, hofften die meisten Flüchtlinge, dass der Krieg bald zu Ende sein würde und damit einher gehend auch die Erniedrigungen durch die Nazis. Sie wollten schlechthin nicht wahrhaben, dass die grauenhaften Judenverfolgungen auch sie einholen würden. Traurigerweise rief die massenhafte Verfolgung der Juden in der Bevölkerung kaum Betroffenheit hervor. Sozialisiert in einer Atmosphäre von Ausgrenzung und Judenhass/Antisemitismus blieb die christliche Bevölkerungsmehrheit leider passiv und gleichgültig.

Es gab freilich Ausnahmen. Die unmenschlichen Plünderungen und Gettoisierungen riefen auch Bestürzung hervor. So gab es Ungarn, die ihren jüdischen Freunden und Bekannten ihre offiziellen Dokumente und Ausweispapiere anboten. Unweigerlich wurden sie damit zu Komplizen bei der Befreiung und Rettung der Juden aus den Gettos. Andere wiederum boten den Juden Versteckmöglichkeiten, allerdings wurden diese nur selten wahrgenommen. Die Zahl jener Juden, die sich während der massenhaften Deportationen mit Erfolg verstecken konnten, wird auf einige Hundert geschätzt.

Ein besonderes Beispiel mit Blick auf die Rettung der Juden in Ungarn ist der Österreicher Leo Tschöll, der vor den Nazis nach Ungarn geflohen war. Tschöll stellte in der – unweit von Budapest gelegenen - Stadt Gödöllő Dokumente und Ausweispapiere für die ungarischen Juden her. Später befreite er – unter hohem Risiko – viele Juden aus den Internierungslagern, wo sie auf ihre Deportation warteten.

Die Motive in Hinblick auf die Rettung der Juden waren vielfältig. Aus den Quellen geht hervor, dass sich Retter und Gerettete in den meisten Fällen kannten. Doch gab es auch wohlwollende „Fremde“, die den verfolgten Juden entweder Hilfe boten oder Zuflucht gewährten. Was sie dazu bewog, waren ihre tugendhafte Erziehung, ihre moralische Überzeugung, ihre Menschlichkeit und ihr Altruismus. Es gab aber auch Personen, die ihre Hilfestellung nach den Aufregungen der ersten Hilfsaktionen einschränkten, oder – aus Angst, selbst in Gefahr zu geraten – ganz beendeten. Sie schickten ihre Schützlinge einfach fort.

Unter jenen Ungarn, die den Juden beistanden und Zuflucht gewährten, fanden sich mutige junge Menschen; Lehrer, die ihren Schülern mit Findigkeit zur Seite standen; Hausfrauen, die jüdische Kleinkinder retteten; Dienstmägde, die den Kindern ihrer verschleppten Arbeitgeber über unzählige Hindernisse hinweghalfen; Arbeitgeber, die zur Rettung ihrer jüdischen Ingenieure große Risiken auf sich nahmen. Viele halfen nicht zuletzt aufgrund ihrer moralischen Überzeugung. Zu den Begünstigten zählten sehr häufig Ärzte, Apotheker und Universitätsprofessoren.

Ab Anfang Juli 1944 verrichteten etwa 15.000 ungarische Juden Zwangsarbeit in Österreich. Diese waren samt ihren Familien aus der ungarischen Tiefebene verschleppt worden. Rund sechstausend ungarische Juden arbeiteten in bzw. in der Umgebung von Wien. Der überwiegende Rest musste in den so genannten Gauen Oberdonau und Niederdonau – heutiges Nieder- und Oberösterreich – Zwangsarbeit verrichten. Die Kontaktaufnahme mit der österreichischen Bevölkerung war streng verboten – wie auch umgekehrt. Dennoch erfuhren sie während der täglichen Maloche die Zuneigung und das Mitgefühl der Menschen in den österreichischen Dörfern und Städten. Immer wieder erhielten sie heimlich Lebensmittel und Gewand. Diese kleinen Gesten der Empathie halfen vielen Juden, die unmenschlichen Härten der Zwangsarbeit zu überleben. Nach dem Zweiten Weltkrieg protokollarisch festgehaltene Erinnerungen von überlebenden Juden belegen dies. Das Gros der ungarischen Juden, die in Österreich Zwangsarbeit verrichtet hatten, berichtete nach der Rückkehr in die Heimat, dass der Umgang mit ihnen menschlich war. Einige erinnern sich noch heute an die Namen der mitfühlenden Arbeitsaufseher, Verwalter/Inspektoren, Förster, Vorarbeiter, oder an jene der helfenden Postbeamten und Bahnbediensteten. Vielen ungarischen Juden wurde die Menschlichkeit der Wiener Hausfrauen, der österreichischen Arbeiter und Bauern zuteil. Durch vertrauensvolle Gesten wurde ihnen gegenüber immer wieder Sympathie bekundet. An Feiertagen bekamen sie beispielsweise Lebensmittel. Überdies wurde den Kindern und Kranken geholfen. All dies geschah natürlich heimlich.

Es ergaben sich auch immer wieder absurde Situationen: Der stets fanatisch wirkende, lauthals brüllende Arbeitsaufseher versorgte die kleine ungarische Arbeitsgruppe fast täglich mit Brot und Obst. Einmal fragten sie ihn, weshalb er ihnen helfe, wussten sie doch, dass er das Judentum als tödliche Bedrohung für die Menschheit betrachte. Seine Antwort: Ja, er sei dieser Meinung. Die von ihm beaufsichtigten ungarischen Juden indes seien Menschen, mit denen er keine Probleme habe.

Nach dem 15. Oktober wurde in Ungarn eine neue Deportationswelle in Gang gesetzt. In Ermangelung jedweder Transportmöglichkeiten per Schiene wurden im November die in Budapest internierten Juden vom Eichmann-Kommando zu Fuß Richtung Hegyeshalom-Nickelsdorf an der deutschen Grenze getrieben. In Zurndorf (heutiges Burgenland) wurden „bis Kriegsende“ rund 50.000 ungarische „Leihjuden“ von einer Einheit der SS übernommen. Die Mehrheit kam in dorfnahe Arbeitslager, wo sie harte Zwangsarbeit verrichten mussten.

Im November 1944 wurden an der ungarisch-deutschen Grenze die Arbeiten zu einem Verteidigungswall begonnen. Beim Bau des sogenannten Südostwalles half die Dorfbevölkerung entgegen aller Verbote den frierenden, hungernden, von Krankheiten heimgesuchten Juden vielerorts mit Lebensmittel und warmem Gewand. Im Zuge unserer Forschungen stießen wir auf lebensrettende Aktionen in den burgenländischen Gemeinden Strem, Deutsch-Schützen und Rechnitz. Auch in Engerau (heute Bratislava) gab es bewegende Beispiele für Mildtätigkeit und Menschlichkeit in der Bevölkerung.

Während des Baus einer Stellung wurden 750 ungarische Juden des Lagers in Schandorf zum Teil in einem unbenutzten Keller untergebracht. Sie litten Hunger. Die Österreicher, die am Bau des Walls teilnahmen, mussten die furchtbare Situation der malochenden Juden mit ansehen. Dem strengen Verbot zum Trotz, warfen sie den Juden heimlich Butterbrote oder Äpfel zu. Für viele Juden waren diese Almosen überlebenswichtig. Häufig ließen mitfühlende Einwohner von Schandorf den Juden Gekochtes über ihre Kinder zukommen. Obgleich sie von der hiesigen Obrigkeit eingeschüchtert waren, konnten sie den Unmenschlichkeiten nicht tatenlos zusehen. Unauffällig und keine Angst scheuend brachten die Kinder das gekochte Essen zu den Juden. Hilfe bekamen die jüdischen Zwangsarbeiter auch vom örtlichen Gastwirt Ludwig Veraszto. Nach der Schließung des Schandorfer Lagers am 1. April 1945 wurden die Juden zu Fuß über Graz und Bruck a. d. Mur nach Mauthausen getrieben. Einige wenige konnten dabei entkommen und sich mit Hilfe der hiesigen Bevölkerung verstecken. Leider können heute weder die Juden, denen damals die Flucht gelang, noch ihre örtlichen Helfer identifiziert werden.

Im Herbst 1944 und im darauf folgenden Winter erfuhren jene ungarischen Juden, die in Wien Zwangsarbeit verrichteten, wiederholt die Zuneigung der Bevölkerung. Vielerorts wurde ihnen eine helfende Hand gereicht. Sie bekamen nicht nur zu Essen, sondern auch Kleidung, womit sie ihr zerlumptes Gewand ersetzen konnten. Hierbei müssen auch die Einwohner der Gemeinde Lichtenwörth nahe Wiener Neustadt hervorgehoben werden. Den rund 2.500 einsitzenden ungarischen Juden im dortigen Lager – vorwiegend Mädchen und Frauen aus Budapest – halfen sie mehrfach mit Lebensmittel. In Eberau wurde den geflohenen ungarischen Juden besonders von der Familie Legath unter die Arme gegriffen. Sie gewährte ihnen Unterschlupf und Verpflegung.

Im Februar 1945 verschlechterte sich die Lage der ungarischen Juden in Österreich. Der schier unerträgliche Hunger der Juden wurde auf den Straßen der österreichischen Gemeinden – trotz des strikten Verbots – immer wieder durch hilfswillige Unbekannte gemildert. Karl Flanner stellt in diesem Zusammenhang richtig fest: Heimlich zugestecktes Brot, ein paar Kartoffeln, ein-zwei Äpfel, die den hungernden Kindern durch das Gitter gereicht wurden, hätten inmitten des nazistischen Barbarismus das Überleben bedeutet.

Während der Alpen-Märsche in das Konzentrationslager Mauthausen Ende März 1945 forderte der Terror gegen die ungarischen Juden fast stündlich seine Opfer. Trotz strengster Verbote setzten viele österreichische Landwirte und Hausfrauen ihr Leben aufs Spiel, um den zu Fuß über die Berge gehetzten, ausgemergelten und ausgehungerten ungarischen Juden zu helfen. Obwohl sie selbst wenig zu Essen hatten, gaben sie den Juden Wasser, Milch und Brot. Gemäß den damaligen Quellen wissen wir von 40-45 österreichischen Gemeinden, deren Einwohner den ums schiere Überleben kämpfenden ungarischen Juden tatkräftig halfen. Für Maria Maunz und ihre Mutter war der Anblick der gehetzten Juden ein Schock. Auch sie riskierten viel, als sie aus Mitgefühl alle in ihrem Haus auffindbaren Lebensmittel den in ihrer Nähe rastenden Juden gaben. In Enns versteckte das Ehepaar Friedmann den zwanzigjährigen Dávid Hersch, der, auf 36 Kilogramm abgemagert, dadurch dem

sicheren Tod entrann. Auch Landwirt Florian Salmhofer aus Pischelsdorf rettete mehreren ungarischen Juden das Leben.

In der Marktgemeinde Maria Taferl, westlich von Melk, rettete der Gast- und Landwirt Josef Feyertag das Leben von sechs ungarischen Juden. Selbstlos gewährte er ihnen vor dem Todmarsch Zuflucht. Überdies versorgte er sie ohne jede Gegenleistung mit Lebensmitteln. Feyertag ging damit ein gewaltiges Risiko ein, womit er ein herausragendes Beispiel für menschliche Standhaftigkeit und Courage ist.

Den ungarischen Juden wurde auf vielerlei Art geholfen. In der Stadt Gmünd konnten der Arzt Artur Lanz und seine Frau mehreren Juden das Leben retten. Sie scheuten dabei kein Risiko. Für die selbstlose Hilfe, die sie den ungarischen Juden angedeihen ließen, erhielten wirklicher Hofrat, Obermedizinalrat Dr. Lanc und seine Frau 1986 den Titel „Gerechte unter den Völkern“.

In Weitra-Schützenbergen retteten der Sägewerk-Besitzer Ludwig Knapp und seine Frau 18 Juden aus Szeged das Leben. (Mit Empfehlung der ehemaligen Zwangsarbeiter erhielt das Ehepaar Knapp 1968 in Jerusalem den Titel „Gerechte unter den Völkern“). In der Gemeinde Rohr am Gebirge - zwischen Höllental und Piestingtal gelegen – gewährten die dortigen Einwohner 20 ungarischen Juden Unterschlupf. An der Spitze der Hilfsaktion stand Pfarrer Peter Lorenz.

Bei den Hilfestellungen für die Juden gingen in vielen Orten die örtlichen katholischen Priester mit gutem Beispiel voran. Häufig übernahmen sie die operative Planung der Rettungsaktionen. Unter ihnen ragt besonders János Farkas aus Deutsch-Schützen hervor. Der Dekan half vielen jüdischen Zwangsarbeitern aus Ungarn. Einige Juden versteckte er sogar im eigenen Pfarrhaus, und rettete sie damit vor dem sicheren Tod. Die Zahl jener ungarischen Juden, die von der österreichischen Bevölkerung vor den nationalsozialistischen Häschern versteckt wurden, liegt bei mehr als 150. Das Institut Yad Vashem in Jerusalem hat es sich unter anderem zur Aufgabe gemacht, all jene Menschen auszuzeichnen, die sich unter hohem Risiko für das Leben der verfolgten Juden einsetzten. Die Geehrten tragen den Titel „Gerechte unter den Völkern.“ Unter den knapp 100 geehrten Österreichern finden sich rund zwei Dutzend Personen, die die Auszeichnung für die Rettung der ungarischen Juden bekamen. Während unserer Nachforschungen stießen wir auf schriftliche Beweise, die darauf hinweisen, dass während des Krieges zwischen Rettern und Geretteten tiefe und unverbrüchliche Beziehungen zustande kamen. Aus den Quellen geht hervor, dass die Beziehungen auch nach 1945 fort dauerten. Mehrere ungarische Judenfamilien standen mit österreichischen Familien in Briefkontakt. Später schickten sie den in Not geratenen österreichischen Familien sogar Lebensmittelpakete. Die Beziehungen wurden allerdings Ende der vierziger Jahre durch den Kalten Krieg und die Errichtung des Eisernen Vorhangs abrupt beendet.

Im Zuge meiner wissenschaftlichen Forschungstätigkeit in den vergangenen Jahrzehnten richtete ich mein Augenmerk zunehmend auf das Verhalten der Bevölkerung während des Krieges. Gegenstand meiner einschlägigen Analysen war die feindselige bzw. wohlgesinnte Haltung gegenüber den verfolgten Juden. Mein Ziel war es, eine Antwort darauf zu finden, aus welchen *konkreten* Gründen viele heimkehrende ungarische Zwangsarbeiter ihre österreichischen Helfer und Retter immer wieder in Erinnerung riefen.

Hierzu musste ich die damaligen Gegebenheiten detailliert aufarbeiten. So entstanden die Bücher „Verschleppt, verhungert, vernichtet (Werner Eichbauer Verlag, Wien 1999) und „Zwangsarbeit, Todesmärsche, Überleben durch Hilfe (Verlag Velcsov, Budapest 2004). In beiden Werken kam ich zu dem Schluss, dass inmitten der täglichen Maloche der Zwangsarbeit, im Zustand der ständigen Angst und Aussichtslosigkeit die größten Hoffnungsschimmer von den unterschiedlichen Gruppen der Bevölkerung ausgingen, die aus purer Nächstenliebe und Menschlichkeit halfen. Das (heimliche oder offene) Mitgefühl der Bevölkerung war einer der wichtigsten Faktoren, um durchzuhalten. Die Behörden versuchten freilich, die Gesten des Mitgefühls in der Bevölkerung zu unterbinden. Es gelang ihnen aber nicht. Im Herbst 1944 drängten mehrere nationalsozialistische Beamte darauf, die jüdischen Familien so bald wie möglich aus den Gemeinden abzutransportieren. Ihr Argument: „Die Juden

gehören ins Konzentrationslager.“ Das Regime propagierte den Kult der Gewalt. Menschenverachtend kämpfte es gleichermaßen gegen christliche Moral und Menschlichkeit. Die Nazis verschmähten den Humanismus, weil dieser ihrer Ansicht nach auf Moral basiert. Sie betrachteten ihn als überholte Dummheit.

Gerade der Humanismus aber nährte den Glauben und die Hoffnung. Er ließ in den Juden den Funken einer Überlebenschance aufkeimen: die Hoffnung auf ein Ende der Schreckensherrschaft und des primitiven Hasses, und eine Zeit, in der die Juden wieder als freie Menschen und Bürger leben. Viele verschleppte ungarische Juden haben die Hilfe, die ihnen während ihres Überlebenskampfes von Seiten der Bevölkerung zuteil wurde bis heute nicht vergessen.

Im Rahmen zweier erinnerungswürdiger öffentlicher Veranstaltungen wurde am 15. März 2006 in Weitra, und den Tag darauf in der Stadt Gmünd den Wohltätern der ungarischen Juden gedacht. In Weitra überreichte ich im Namen der Budapester Gemeinnützigen Stiftung Erinnerung 1944-2004 sowie des Holocaust Dokumentationszentrums ungarische Dankesurkunden an die Familie von Ludwig und Maria Knapp in Weitra und an die Familie von Dr. Artur und Maria Lanc in Gmünd. Auch die Bürgermeister der beiden Städte durften ein Anerkennungsschreiben entgegennehmen. Bei den zwei ergreifenden Veranstaltungen wurden zum Gedenken an die Wohltäter und Lebensretter (viele von ihnen tragen den Titel „Gerechte unter den Völkern“) auch Bäume gepflanzt.

Das ungarische Fernsehen hat den halbstündigen Film, der bei den Waldviertler Veranstaltungen gedreht wurde sogar zweimal gesendet. Er ist gleichsam Zeugnis für den Sieg des Humanismus über die Barbarei. Organisiert wurden die beiden bedeutenden und gehaltvollen Veranstaltungen vom Kremser Künstler Christian Gmeiner.

Eleonore Lappin

ZwangsarbeiterInnen und HelferInnen in Gmünd und Weitra

Die Deportationen der ungarischen Jüdinnen und Juden im Frühjahr 1944

Im März 1944 okkupierte die deutsche Wehrmacht Ungarn, das aufgrund der schlechten Kriegslage von der Achse abzufallen drohte. Die Deutschen beließen jedoch Reichsverweser Miklós Horthy im Amt und bestanden lediglich auf der Bildung einer deutschlandfreundlichen Regierung, die allerdings weitgehende Autonomie genoss. Zusammen mit der deutschen Wehrmacht kam das unter der Leitung von Adolf Eichmann stehende und knapp 200 Mitglieder zählende „Sondereinsatzkommando der Sicherheitspolizei und des SD Ungarn“ (SEK) ins Land. Nachdem die ungarische Regierung die nötigen Gesetze zur Gettoisierung und schließlich Deportation der jüdischen Bevölkerung erlassen hatte, „berieten“ Eichmanns Mitarbeiter die ungarische Gendarmerie bei deren Durchführung, das heißt: sie organisierten die „Endlösung der Judenfrage“ in Ungarn.¹ Zwischen dem 14. Mai und dem 9. Juli 1944 wurden mehr als 430.000 ungarische Jüdinnen und Juden deportiert, die meisten nach Auschwitz,² wo die Mehrheit kurz nach ihrer Ankunft vergast wurde. Lediglich etwa 16.000 Personen wurden nicht nach Auschwitz, sondern als ZwangsarbeiterInnen in die Gauen Niederdonau und Groß-Wien verschleppt. Als Miklós Horthy am 7. Juli 1944 einen vorläufigen Stopp der Deportationen verfügte, war die ungarische Provinz „judenrein“ und er konnte damit lediglich die jüdische Bevölkerung Budapests retten. Ebenfalls von den Deportationen ausgenommen waren etwa 80.000 jüdische Männer, welche im Rahmen des Arbeitsdienstes der ungarischen Armee militärische Zwangsarbeit leisten mussten.³

Die Verbringung von etwa 16.000 Jüdinnen und Juden nach Österreich und damit deren Rettung vor der Vergasung hatte zwei Gründe. Seit 1942 leisteten zionistische Gruppen in Ungarn Hilfe für Flüchtlinge aus von den Nationalsozialisten besetzten Gebieten, insbesondere Polen, im Jänner 1943 schlossen sie sich mit einer orthodoxen Hilfsorganisation zum Budapester „Hilfs- und Rettungskomitee“ (*Waada Esra Vehazala*) zusammen. Präsident der *Waada* war Ottó Komoly, Geschäftsführender Vizepräsident Rezső Kasztner (Rudolf Kastner).⁴ Aufgrund ihrer jahrelangen Hilfsaktionen für Flüchtlinge war das Hilfskomitee bestens über die Gefahr informiert, in der sich die ungarischen Jüdinnen und Juden nach der Okkupation Ungarns befanden. Da sie bewaffneten Widerstand gegen die Deportationen für aussichtslos hielten,⁵ beschlossen Rezső Kasztner und Joel Brand namens des Hilfskomitees mit der SS um jüdisches Leben zu verhandeln und – da ein Ende des Kriegs bereits absehbar schien – damit Zeit zu gewinnen. Auch ließ SS-Hauptsturmführer Dieter Wisliceny, ein hochrangiger Mitarbeiter Eichmanns, erkennen, dass die SS bereit wäre, jüdisches Leben – teuer – zu verkaufen.⁶ Nach der Übergabe großer Mengen von Wertgegenständen und hoher Geldsummen machte Eichmann Joel Brand am 25. April und am 5. Mai 1944 das Angebot, eine Million Juden für die Lieferung von zehntausend Lastkraftwagen und

¹ Asher Cohen, Resistance and Rescue in Hungary. In: David Cesarani (Hg.), Genocide and Rescue. The Holocaust in Hungary 1944, Oxford, New York 1997, S. 123–134, hier: S. 127. Für eine ausführliche Darstellung der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Ungarns siehe: Randolph L. Braham, The Politics of Genocide. The Holocaust in Hungary, New York 1981; ders., The Destruction of Hungarian Jewry, New York 1963; Christian Gerlach, Götz Aly, Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden 1944/45, Stuttgart, München 2002; László Varga, Ungarn. In: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 331–352.

² Dieter Wisliceny, führender Mitarbeiter Eichmanns in Ungarn, gab nach dem Krieg an, dass bis Juli 1944 etwa 458.000 ungarische Juden nach Auschwitz verschleppt wurden, von denen nur etwa 108.000 zum Arbeitseinsatz gelangten (Braham, Destruction, Dokument 440, S. 928). Laut den Aufzeichnungen des Gendarmerieoberst László Ferenczy, der von ungarischer Seite für die Durchführung der Deportationen verantwortlich war, wurden insgesamt 434.351 Menschen verschleppt. Der Reichsbevollmächtigte in Ungarn, Edmund Veessenmayer, verzeichnete 437.402 Deportierte (Braham, Politics, S. 606 f.). László Varga setzt die Zahl der Deportierten mit 444.152 Personen fest (Varga, Ungarn, S. 344).

³ Varga, Ungarn, S. 344 und S. 348.

⁴ Siehe dazu: Braham, Genocide, S. 932–976; Der Bericht des jüdischen Rettungskomitees aus Budapest 1942–1945. Vorgelegt von Dr. Rezső Kasztner, Archiv Yad Vashem B/7–3. László Varga schätzt die Zahl der jüdischen Flüchtlinge in Ungarn auf 50.000, Varga, Ungarn, S. 340.

⁵ Kasztner, Bericht, S. 49, S. 22.

⁶ Für eine detaillierte Darstellung dieser Verhandlungen siehe: Yehuda Bauer, Jews for Sale? Nazi-Jewish Negotiations 1933–1945, New Haven und London 1994, S. 145–172.

anderen Waren aus dem Westen freizulassen.⁷ Brands Mission scheiterte, dennoch waren Heinrich Himmler sowie andere führende Mitglieder von Eichmanns SEK⁸ und der SS nach wie vor an Kontakten zu den westlichen Alliierten interessiert und führten die Verhandlungen weiter. Am 14. Juni erklärte sich Eichmann bereit, „30.000 ungarische Juden in Österreich unterzubringen und sie dort ‚aufs Eis zu legen‘“,⁹ wo sie allerdings arbeiten müssten. Jeweils die Hälfte der ArbeitssklavInnen sollte aus Budapest und aus der Provinz kommen.

Der Arbeitseinsatz ungarischer Juden in Österreich war jedoch schon vorher und unabhängig von diesen Verhandlungen seitens des Berliner Reichssicherheitshauptamts und der Gauleitungen von Wien und Niederdonau beschlossen worden, um Abhilfe gegen die drückende Arbeitskräfteknappheit in Ostösterreich zu schaffen. Bereits Ende Mai waren Deportationszüge aus Ungarn auf ihrem Weg nach Auschwitz über Gänserndorf geleitet worden. Dort wurde eine größere Zahl kräftiger junger Männer und Frauen aus den Waggons geholt und in Niederösterreich und Südmähren – das damals zu Niederdonau gehörte – zur Zwangsarbeit eingesetzt.¹⁰ Am 7. Juni 1944 forderte der Wiener Bürgermeister, SS-Brigadeführer Karl Blaschke, wie schon vor ihm Regierungspräsidenten Delbrügge von der Gauleitung Wien, beim Chef des Reichssicherheitshauptamts (RSHA), Ernst Kaltenbrunner, jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn an, woraufhin ihm dieser am 30. Juni die Ankunft von 12.000 ungarischen Juden avisierte, die jeweils zur Hälfte in Wien und in Niederdonau eingesetzt werden sollten.¹¹ Die Zusage, jüdische ArbeitssklavInnen nach Niederdonau zu verschicken, war allerdings schon früher erfolgt. Denn bereits am 8. Juni teilte das Landesernährungsamt den Landräten im Gau Niederdonau mit, dass in Kürze jüdische Familien (!) für Arbeiten in der Landwirtschaft bereitgestellt würden. Gleichzeitig wurden die seit 1942 festgesetzten Fleischrationen für Juden auf 250 Gramm pro Woche gekürzt.¹² Erst sechs Tage danach trat Eichmann mit seinem Angebot, Jüdinnen und Juden in Österreich „aufs Eis zu legen“, an Kasztner heran.¹³

Die 15.000 ungarischen Jüdinnen und Juden aus den Gettos Debrecen, Szolnok, Szeged und Baja, die Ende Juni im Durchgangslager Strasshof ankamen,¹⁴ waren also sowohl ArbeitssklavInnen der Gauleitungen beziehungsweise der Betriebe, an die sie die Gauarbeitsämter vermittelten, als auch ein Pfand der SS bei ihren Bemühungen um Verhandlungen mit den westlichen Alliierten. Die Anweisungen über den Arbeitseinsatz der Deportierten, welche Ende Juni 1944 für die Arbeitgeber erlassen wurden, zeigen diese Teilung der Zuständigkeiten zwischen den Gauleitungen und der SS. Das „Sondereinsatzkommando Ungarn“ (SEK) richtete Anfang Juli ein Außenkommando in Wien ein, das unter der Leitung von Hermann Krumei, zuvor Eichmanns Stellvertreter in Ungarn, stand. Nummer Zwei und zuständig für die „sicherheitspolizeiliche Bewachung“ sowie das „Sanitätswesen“ der jüdischen ArbeiterInnen war Siegfried Seidl.¹⁵ Das SEK behielt die Kontrolle über die jüdischen Deportierten während ihres „Sondereinsatzes“ und kassierte auch die „Löhne“, welche die Arbeitgeber zu bezahlen hatten. Die Höhe des Lohns – nach Alter und Geschlecht gestaffelt –, war vom Präsidenten des

⁷ Außer 10.000 LKW verlangten die Deutschen die Lieferung von 200 Tonnen Tee, 800 Tonnen Kaffee, zwei Millionen Kisten Seife sowie andere kriegswichtige Waren, insbesondere Wolfram, ohne nähere Mengenangabe. Braham, *Genocide*, S. 941 ff.; Kasztner, Bericht, S. 33 ff.; Yehuda Bauer, „Onkel Saly“ – Die Verhandlungen des Saly Mayer zur Rettung der Juden 1944/45. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (1977), S. 188–219, hier: S. 190 ff.

⁸ Eichmann selbst gehörte nicht zu dieser Gruppe, musste sich jedoch den Befehlen Himmlers fügen.

⁹ Kasztner, Bericht, S. 48.

¹⁰ Landesgericht (LG) Wien als Volksgericht (Vg) 1b Vr 770/46; LG Wien Vg 3e Vr 1955/45; Bericht von H. D. vom 22. 9. 1995, Archiv des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, St. Pölten [Injoest]; Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes [DÖW] E 19.829; DÖW E 20.087.

¹¹ Brief des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Ernst Kaltenbrunner, an den Bürgermeister von Wien, SS-Brigadeführer Blaschke, vom 30. 6. 1944, Dok. 3803-PS. In: *Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof*, Bd. XXXIII, Nürnberg 1947, S. 168 f.

¹² Niederösterreichisches Landesarchiv (NÖLA), Der Reichsstatthalter in Niederdonau, IV c-1945-VII/4-VI/12, Zl. 55/1945, Kt. 1771.

¹³ Kasztner, Bericht, S. 48.

¹⁴ Die von Eichmann vorgesehene Deportation von 15.000 Budapester Jüdinnen und Juden verhinderte Horthys Deportationsstopp.

¹⁵ LG Wien Vg 1b Vr 770/46.

Gauarbeitsamtes und Reichstreuhand der Arbeit für Niederdonau, Alfred Proksch, festgelegt worden. Für die nicht arbeitsfähigen Familienmitglieder konnten sich die Betriebe bestimmte Summen für Kost und Quartier abziehen, die den Kosten entsprachen, die das SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt für KZ-Häftlinge errechnet hatte¹⁶ – ein deutlicher Hinweis auf die Hungerrationen und die schlechten Unterkünfte, welche für die ungarischen Juden vorgesehen waren. Das Gauarbeitsamt regelte auch die Behandlung der jüdischen ArbeiterInnen: Einsatz in geschlossenen Gruppen, kein Kontakt zur sonstigen Gefolgschaft, Unterbringung in getrennten Unterkünften udgl. Da sie im „Sondereinsatz“ befindliche „Schutzhäftlinge“ waren, mussten arbeitslos gewordene Jüdinnen und Juden sofort den Arbeitsämtern gemeldet werden, die sie entweder an andere Betriebe vermittelte oder, wenn keine neuen Arbeitsplätze zur Verfügung standen, dem Außenkommando überstellen musste.¹⁷ Denn „Sondereinsatz“ bedeutete – und das wussten auch die Arbeitgeber –, dass Arbeitslosen und ihren Familien die Überstellung in ein KZ drohte. Als nach dem Einbringen der Ernte weniger Arbeitskräfte benötigt wurden, überstellte das SEK 2.200 Personen, meist Familien mit einem hohen Anteil an Nichtarbeitsfähigen, also Kindern und alten Menschen, ins KZ Bergen-Belsen. Diese Deportierten kamen allerdings ins sogenannte „Ungarnlager“, wo die Lebensbedingungen, zumindest bis zum Zusammenbruch der Versorgung von Bergen-Belsen in den letzten Kriegsmonaten des Jahrs 1945, besser waren als in anderen Teilen dieses berüchtigten Konzentrationslagers.¹⁸ Da die Verhandlungen des Budapester „Hilfskomitees“ bis Kriegsende anhielten, genossen die Deportierten also einen gewissen Schutz.

Die Arbeitgeber mussten dem SEK für jeden Häftling eine „Krankenpauschale“ abführen, die dazu verwendet wurde, ein rudimentäres Gesundheitswesen für die Häftlinge zu unterhalten. In Wien bestand noch ein jüdisches Gesundheitswesen des Ältestenrats der Wiener Juden für hier lebende Menschen jüdischer Abstammung, da „arischen“ Ärzten die Behandlung von Juden verboten war. Als im Juli 1944 tausende ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen hinzukamen, wurde dieses personell aufgestockt und übernahm deren Betreuung.¹⁹ Am 2. August 1944 wies Gauärztführer, Dr. Richard Eisenmenger, namens des Reichstatthalters von Niederdonau „die Herren Landräte im Kreise Niederdonau und die Herren Oberbürgermeister in Krems, St. Pölten und Wiener Neustadt“ an, „ein Drittel der Ostarbeiterbaracken oder der bezüglichen Ersatzräume [der allgemein öffentlichen Krankenhäuser] für diese jüdischen Arbeitskräfte zur Verfügung“ zu stellen. Auch in einigen größeren Betrieben wurden „Krankenstützpunkte“ eingerichtet, so zum Beispiel bei der Firma Wenzel Hartl in Echsenbach und bei der Firma Patria A.G. in Heidenreichstein.²⁰ Allerdings standen für die medizinische Betreuung der Jüdinnen und Juden nur sehr wenige Medikamente keine medizinischen Geräte zur Verfügung. Von den jüdischen Ärzten wurde erwartet, ihre eigenen Geräte zu verwenden. Da die Juden meist bereits in Ungarn vor ihrer Deportation ausgeplündert worden waren, reflektierte diese Erwartung den Zynismus der NS-Machthaber. Viele Deportierte, die auf entlegeneren Bauernhöfen oder Forstbetrieben eingesetzt waren, berichteten nach dem Krieg trotz zum Teil schweren Krankheiten keine Betreuung erhalten zu haben. Denn die Arbeitgeber mussten die jüdischen Kranken auf dem Weg zur und von der ärztlichen Behandlung bewachen, eine Mühe, der sich viele nicht unterziehen wollten. Die Schwerarbeit bei unzureichender Verpflegung, die schlechten Unterkünfte – meist Baracken oder Ställe, sowie die mangelhafte medizinische Betreuung führten dazu, dass etwa ein Viertel der jüdischen Deportierten während ihres nicht einmal einjährigen Aufenthalts in Österreich ums Leben kamen.²¹

¹⁶ Vgl.: Hans Marsalek, Konzentrationslager Gusen. Kurze dokumentarische Geschichte eines Nebenlagers des KZ Mauthausen, Wien 1968, S. 26; Falk Pingel, Häftlinge unter SS-Herrschaft, Hamburg 1978, S. 288.

¹⁷ Anordnung über die Beschäftigung von Juden erlassen vom Präsident des Gauarbeitsamtes und Reichstreuhand der Arbeit für Niederdonau, Alfred Proksch, am 27. Juni 1944, DÖW E 19.829.

¹⁸ Zum KZ Bergen-Belsen siehe: Eberhard Kolb, Bergen-Belsen. Geschichte des „Aufenthaltslagers“ 1943–1945, Hannover 1962.

¹⁹ LG Wien Vg 1b Vr 770/46.

²⁰ Schreiben des Reichsstatthalters in Niederdonau, (12a), Zl. IIIa-7-896/4-1944, 2. 8. 1944, DÖW E 19.829.

²¹ Dow Dinur, Dokh Kasztner, Hotzaah Atzmit, Tel Aviv 1981, S. 25. Zitiert in Bauer, Jews for Sale, S. 201; Braham, Politics of Genocide, S. 654.

Der „Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD in Ungarn – Sondereinsatzkommando – Außenkommando Wien“ erließ am 29. Juni 1944 die „Anweisung für die Einweisung der Judenpolizei“.²² Je nach Größe hatte jedes Lager einen oder mehrere „Jupos“. Der „Jupo“ war für Disziplin bei der Arbeit verantwortlich, hatte für Ordnung und Sauberkeit²³ im Lager zu sorgen und musste darauf achten, dass die Insassen das Lager nur verließen, wenn sie zur Arbeit gingen. Weiters war er dafür verantwortlich, dass die Insassen das Lager nur für die Arbeit verließen. Bei Verstößen gegen die Lagerordnung sollten „in erster Linie die ‚Jupos‘ sofort mit den schwersten Strafen belegt“ werden, also mit „1) Verbringung in ein Konzentrationslager, 2) Todesstrafe“.²⁴ Diese schweren Strafen, die „Jupos“ aber auch „Straffälligen“ drohten, dienten nicht zuletzt dazu, die häufig sehr mangelhafte oder fehlende Bewachung wettzumachen. Zwar war auch die Gendarmerie angewiesen, Kontrollgänge durchzuführen und „nach ihrem Ermessen Vollzähligkeitsappelle“ abzuhalten²⁵ sowie auf eigenen Vordrucken die Belegstärke, die Zahl der Arbeitsfähigen, die Art der Unterbringung und Bewachung, die Sauberkeit und den Gesundheitszustand der Insassen in den jeweiligen Lagern einzutragen und an das Außenkommando in Wien zu schicken.²⁶ Die Gendarmerie kam dieser Aufgabe in vielen Gebieten jedoch nicht nach und überließ die Bewachung letztlich den Arbeitgebern. Die Mehrzahl der Berichte von Überlebenden sprechen von relativ großer Bewegungsfreiheit, welche die Lagerinsassen zum Betteln um Nahrungsmittel bzw. für Tauschgeschäfte nutzten, um zum Beispiel bitter nötige Kleidungsstücke zu erwerben. Viele Überlebenden berichten von Essen, das ihnen seitens der Zivilbevölkerung bei verschiedenen Gelegenheiten zugesteckt oder am Weg zur Arbeit zurückgelassen wurde, oder das sie von Arbeitskollegen und sogar Vorgesetzten erhielten. Eine wichtige Helferguppe waren auch italienische, französische oder belgische Kriegsgefangene, die mit den Juden zusammenarbeiteten. Diese erhielten sie über das Rote Kreuz Essenspakete, von denen sie den hungernden jüdischen Familien häufig etwas abtraten. Das Ausmaß, das derartige Hilfeleistungen annehmen konnten, hing von der Einstellung der Arbeitgeber bzw. des Wachpersonals ab. So schauten die in Groß-Siegharts zur Bewachung der Juden eingesetzten Volksstummänner weg, wenn den Juden geholfen wurde.²⁷ Ganz anders verhielten sich Karl Reschinsky und Ludwig Schindl, welche die Aufsicht über die jüdische Gruppe auf Gut Wiesent bei Amelsdorf überhatten. Sie unterbanden nicht nur Hilfeleistungen, sondern misshandelten die Häftlinge und unterschlugen ihnen einen Teil ihrer ohnehin spärlichen Nahrungsmittelrationen.²⁸

Im März 1945, als sich die Rote Armee der österreichischen Grenze näherte, sollten die jüdischen Familien nach Theresienstadt zurückgezogen werden. Die Verhandlungen Rezsö Kaszners vom „Budapester Hilfs- und Rettungskomitee“ liefen auch zu dieser Zeit noch weiter. Ziel waren nun nicht mehr etwaige Kontakte zu den westlichen Alliierten, sondern die Bemühungen Heinrich Himmlers aber auch von Mitgliedern des SEK wie Hermann Krumei und Dieter Wisliceny, sich durch „Zeichen des guten Willens“ ein Alibi für die Nachkriegszeit zu verschaffen. Am 24. Februar 1945 informierte Dieter Wisliceny Kaszner, dass er Eichmann von seinem Vorhaben, die Juden in Theresienstadt zu vernichten, abgebracht habe und selbst Inspektor des Lagers geworden sei. Da er nun für die kampfblose Übergabe des Lagers an die Rote Armee sorgen könne, wolle er einen

²² Anweisung des Befehlshabers der Sicherheitspolizei und des SD in Ungarn – Sondereinsatzkommando – Außenkommando Wien für die Einweisung der Judenpolizei vom 29. 6. 1944, erhalten als Anlage 4 zu den „Richtlinien über die Behandlung ungarischer Juden vom 9. 8. 1944“, DÖW E 21.204.

²³ Die Arbeitgeber wurden angewiesen, jedem Häftling Wasch- und Reinigungsmittel im Wert von 50 Reichspfennig pro 4 Wochen zur Verfügung zu stellen. Die anfallenden Kosten konnten von den „Löhnen“ abgezogen werden. Der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD in Ungarn, Sondereinsatzkommando, Außenkommando Wien an das Arbeitsamt Niederdonau, gez. Krumei, Tgb. Nr. /44/IV, 24. 7. 1944, NÖLA, Der Reichsstatthalter für Niederdonau, IVc –1945 –VII/4 – VI/13, Zl. 55/1945, Kt. 1771.

²⁴ Anweisung für die Einweisung der Judenpolizei vom 29. 6. 1944, DÖW E 21.204.

²⁵ Runderlass des Landrats von Amstetten, 11. 12. 1944, DÖW E 19.829.

²⁶ Anlage zum Bericht des Gendarmeriekreises Korneuburg an den Landrat des Kreises Korneuburg vom 12. 10. 1944, NÖLA/ZR XI 100/1944.

²⁷ Robert Kurij, Groß-Siegharts im Gedenkjahr 1995. 50 Jahre Kriegsende – 50 Jahre Zweite Republik, Groß-Siegharts, Waidhofen/Thaya 1995, 25 f.

²⁸ LG Wien Vg 11 Vr 1185/47.

Transport von 1.500 in Österreich arbeitslos gewordenen Häftlingen nach Theresienstadt umdirigieren und diesen ein ungewisses Schicksal in anderen Konzentrationslagern ersparen.²⁹ Wislicenys Behauptung, Eichmanns Vernichtungspläne für Theresienstadt abgewandt zu haben, entsprach der Wahrheit.³⁰ Die Verschickung eines ersten Transports nach Theresienstadt am 8. März 1945 war jedoch kein einmaliges Entgegenkommen, sondern der Beginn des Rückzugs der ungarisch-jüdischen SklavenarbeiterInnen, ebenso wie der KZ-Häftlinge, aus frontnahen Gebieten in Österreich. Während die ungarischen Jüdinnen und Juden, die im Herbst 1944 zu Schanzarbeiten an die Grenze Österreichs mit Ungarn, der Slowakei und Slowenien deportiert worden waren, um am „Südostwall“ mitzubauen, und die nicht der Kontrolle des SEK, sondern den Gauleitungen unterstanden, ebenso wie die KZ-Häftlinge ins KZ Mauthausen verbracht wurden,³¹ sollten die „bevorzugten“ TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte nach Theresienstadt evakuiert werden,³² wo die Überlebenschancen besser waren. Denn Theresienstadt war zu Kriegsende nach wie vor ein „Vorzeigelager“.³³ Aufgrund der Zerstörung des Bahnhofs Strasshof am 26. März 1945 konnte nur eine Minderheit der jüdischen ZwangsarbeiterInnen aus Wien und Niederösterreich tatsächlich nach Theresienstadt deportiert werden. Dem Transport mit 1.072 TeilnehmerInnen vom 8. März 1945, folgten lediglich zwei weitere: Am 20. April kamen 1.319 Personen aus „Niederdonau“ an, die in Weitra und Gmünd in Viehwaggons verladen worden waren, denen am 27. April 190 ungarische Jüdinnen und Juden folgten, die aus Šatov (Schattau) bei Znajmo (Znaim) abgefahren waren.³⁴ Die restlichen TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte hatten sehr unterschiedliche Schicksale. Vor allem im Osten Niederösterreichs wurden ihre Lager von der Front überrollt, sie wurden also befreit, bevor ihre Insassen weiter verschleppt werden konnten. Für andere bedeutete gerade die Tatsache, dass ihre rechtzeitige „Evakuierung“ aussichtslos erschien, den Tod: Sie wurden in oder nahe ihren Lagern von Mordkommandos des Waffen-SS und der SS-Feldgendarmarie, die bisweilen von der HJ und der Polizei unterstützt wurden, erschossen. Das letzte derartige Massaker fand in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 in Hofamt Priel statt und kostete 223 Männern, Frauen und Kindern das Leben.³⁵ Die anderen ZwangsarbeiterInnen wurden nach Mauthausen bzw. Gunkirchen verbracht, was in den letzten Wochen vor und in den ersten Wochen nach Kriegsende noch unzähligen Menschen das Leben kostete.

Der Zwangsarbeitseinsatz in Gmünd

Die 1927 geborene Jolan Bluma Strausz wurde zusammen mit ihrer Mutter Ilona, ihren beiden Schwestern Éva, geb. 1925, und Marta, geb. 1926, sowie mit ihren Brüdern Gyula, geb. 1929, Josef, geb. 1930, und Jenő, geb. 1932, von Makó nach Strasshof deportiert.³⁶ Ihr Vater war zum Arbeitsdienst der ungarischen Armee eingezogen und wurde daher nicht deportiert. Ilona Strausz hatte also während der Zeit ihrer Deportation alleine für sechs halbwüchsige Kinder zu sorgen. Dies war kein Ausnahmefall, da die meisten der jüdischen Männer im

²⁹ Kasztner, Bericht, S. 161.

³⁰ H. G. Adler, Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Geschichte, Soziologie, Psychologie, Tübingen 1955, S. 197 f.

³¹ Ein Teil der KZ-Häftlinge wurde nach Ebensee „evakuiert“. Aufgrund der Überfüllung des KZ Mauthausens sowie des provisorischen Zeltlagers bei Marbach wurden tausende ungarische Jüdinnen und Juden weiter ins KZ Gunkirchen getrieben. Siehe dazu: Eleonore Lappin, Stichwort „Todesmärsche“. In: Ernst Langthaler, Stefan Eminger (Hg.), Sowjets, Schwarzmarkt, Staatsvertrag. Stichwörter zu Niederösterreich 1945 bis 1955, S. 220–225.

³² LG Wien Vg 1b Vr 770/46.

³³ Adler, Theresienstadt, S. 198 f.

³⁴ Marek Poloncarz, Die Evakuierungstransporte nach Theresienstadt (April–Mai 1945). In: Miroslav Kárný, Raimund Kemper (Hg.), Theresienstädter Studien und Dokumente 1999, Prag 1999, S. 242–262, hier: Tabelle 3, S. 248.

³⁵ Siehe dazu: Eleonore Lappin, Das Massaker von Hofamt Priel. In: Dies., Susanne Uslu-Pauer und Manfred Wieninger, Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45 (= Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde Band 45, hg. von Willibald Rosner und Reinelde Motz-Linhart), St. Pölten 2006, S. 103–132.

³⁶ Bericht von Jolan (Bluma) Klein, geb. Strausz, Sammlung Nassi, Moreshet Archiv, Givat Haviva, Israel [Moreshet] A.1523; Elektronische Datenbank des Instituts Theresienstädter Initiative, Prag.

wehrfähigen Alter in der ungarischen Armee dienten, während ihre Frauen, Kinder und Eltern deportiert wurden. Da dadurch die Zahl der Arbeitsfähigen unter den TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte relativ gering war, legten die NS-Behörden sehr strenge Kriterien bezüglich Arbeitsfähigkeit fest: Kinder ab zehn Jahren wurden ebenso wie alte Menschen zu schweren, bisweilen auch gefährlichen Arbeiten wie Trümmerräumen nach Bombenangriffen eingesetzt. Die Familie Strausz wurde von Strasshof mit LKWs nach Neumühl (Novomlynsk) gebracht, wo sie bei der Ernte mitarbeiten mussten. Ende September wurden sie nach Gmünd in die Kartoffelverwertungs A.G. (heute: Agrana Stärke AG.) verlegt, wo sie zusammen mit belgischen und französischen Kriegsgefangenen arbeiteten. Jolan Strausz, beschrieb ihren Arbeitseinsatz in Gmünd als durchaus erträglich: Sie mussten zwar zwölf Stunden täglich arbeiten, doch konnten die Mädchen beim Kartoffelputzen sitzen. Die Burschen verrichteten schwerere Arbeiten bei den Öfen oder den Maschinen. Die österreichischen, tschechischen und deutschen Vorarbeiter behandelten sie ausgezeichnet: „wie normale Arbeiter“ und gaben ihnen ihre Jausenbrote. Fast jedes jüdische Mädchen hatte einen Freund unter den Kriegsgefangenen, die Zeitzugin selbst war, wie sie angab, noch zu jung dafür. Auch die Kriegsgefangenen beteiligten die jüdischen ArbeiterInnen mit Esswaren aus den Paketen, die sie vom Roten Kreuz erhielten. Manche Paare blieben nach dem Krieg brieflich in Verbindung. Eine große Belastung stellten die Bombenangriffe dar. Erst als diese sehr gefährlich wurden, durften sich die Juden in einem vermutlich zu diesem Zweck ausgehobenen tiefen Graben unterstellen.³⁷

Zippora Klein, geb. 1929, die mit ihrer Mutter und Tante sowie deren Kindern in der Kartoffelverwertungs-AG. eingesetzt war, schilderte die Bedingungen ebenfalls als erträglich, aber nicht ganz so positiv wie Strausz.³⁸ Ihr Bericht zeigt, dass die Verwaltung der Kartoffelverwertungs-AG. bemüht war, ein strenges Regime aufrecht zu erhalten. Dennoch gelang es den Häftlingen, ihre kärglichen Mahlzeiten durch gestohlene Kartoffel aufzubessern. Auch gab es in der Verwaltung Personen, die ihnen halfen. Ein Mann warnte sie jedes Mal, wenn eine Durchsuchung der Baracke nach gestohlenen Kartoffeln bevorstand, sodass sie diese in Sicherheit bringen konnten. Sowohl Klein als auch die Karolina Hainal (geb. 1931),³⁹ die ebenfalls in diesem Lager interniert war, berichteten allerdings von schweren Sanktionen wie zwei- bis dreitägigem Essenentzug, wenn Häftlinge beim Lebensmitteldiebstahl erwischt wurden. Weder Klein noch Hainal erinnerten enge freundschaftliche Beziehungen zu den Kriegsgefangenen, wohl aber deren Solidarität, die über das Teilen von gestohlenen oder vom Roten Kreuz erhaltenen Lebensmitteln hinausging. So wurden die jüdischen Familien, die nicht bei der Arbeit in der Fabrik waren, während der Bombenangriffe in ihre Baracke gesperrt. Bei einem besonders schweren Angriff erbrachen die französischen Kriegsgefangenen die Gitter vor den Fenstern der Baracken, sodass die Insassen in einen nahegelegenen Wald flüchten konnten. Zippora Klein, die sich zu diesem Zeitpunkt in der Fabrik befand, konnte beobachten, wie die Franzosen alte und gebrechliche Menschen auf Schubkarren in Sicherheit brachten. Wegen der Bombenangriffe wurden Klein und Hainal zum Trümmerräumen auf dem Bahnhof und in der Stadt Gmünd eingesetzt. Während Karolina Hainal vor allem die damit verbundenen Gefahren erinnerte, berichtete Klein, dass die Zivilbevölkerung zu Ostern auch den jüdischen ArbeiterInnen Backwerk verabreichte, was viele jedoch nicht aßen, da sie zu dieser Zeit das Pessachfest feierten.⁴⁰ Am negativsten beschrieb Karolina Hainal

³⁷ Gemäß den Forschungen von Maria Theresia Litschauer waren unter den Opfern des Bombenangriffs vom 23. 3. 1945 drei jüdische ZwangsarbeiterInnen der Färberei Heinisch, nämlich: László Weisz, Jenő Daniel (geb. 1910) und ein namentlich nicht bekanntes Mädchen, Maria Theresia Litschauer 06/44 – 05/45. Ungarisch-jüdische ZwangsarbeiterInnen. Ein topo/foto/graphisches Projekt, Köln 2006, S. 122.

³⁸ Bericht von Zippora Klein, geb. 1929 in Budapest, deportiert aus Makó über Szeged, vom 2. 5. 1995, YVA 03/5926.

³⁹ Bericht von Karolina Hainal vom 1. 8. 1995, YVA 03/8743.

⁴⁰ Bericht von Zippora Klein, YVA 03/5926.

Zu Pessach ist es Juden verboten, Speisen aus Mehl und Hülsenfrüchten zu essen. Karolina Hainal und Jolan Strausz stammen aus orthodoxen Familien, die sich auch während der Deportation nach Möglichkeit bemühten, die Speisegesetze einzuhalten. In der Kartoffelverwertungs-AG. wurde ihnen das insofern erleichtert, als ihre Verpflegung aus Kartoffel-Gemüse-Suppe bestand.

anderer Gmünder zur Verfügung stellen konnte. Nachdem diese Besuche aufgefallen und die Bewegungsfreiheit der jüdischen ZwangsarbeiterInnen in Gmünd beschränkt worden war, führte Dr. Lanc regelmäßige Inspektionen in der Spitalsbaracke durch, wo die Juden untergebracht waren, und setzte so seine Hilfsaktion fort.⁵¹

Wie gut die Lage in Gmünd im Vergleich zu anderen Krankenstützpunkten war, zeigt der Bericht von Dr. István Abrányi, der jüdischer Arzt in Waidhofen an der Thaya war. Hier waren ab Anfang Juli 235 Personen in den Kellerräumen der ehemaligen Brauerei Ziegengeist sowie in den Baracken des Forstamts in einem entlegenen Teil der Stadt untergebracht.⁵²

„Meine Frau und ich selbst waren von Juli 1944 bis April 1945 in Niederösterreich – in Waidhofen an der Thaya – deportiert. In dieser Zeit arbeitete eine kleine Judengruppe dort beim Forstamt. Ich war noch ein ganz junger Arzt und meine Pflicht war es, neben dem Holzschneiden für die Küche des Lagers auch die ärztlichen Aufgaben im Spital zu erledigen. Im Spital befand sich in der Infektionsbaracke das sogenannte ‚Judenzimmer‘, wo ich auch größere Operationen auf einem Küchentisch machen musste. Ich bekam kaum etwas Medikamente [sic!], es gab keine laboratorische Möglichkeit für mich und hauptsächlich keine Hilfsbereitschaft von den Ärzten. Im März / April ? 1945 wurde die Gruppe – wie die in Niederösterreich lebenden Juden allgemein – nach Theresienstadt geschleppt. Dort bin ich einigen Freunden und Bekannten, die früher in Gmünd waren, begegnet. Diese Schicksalsgenossen stammten ebenso aus meiner Heimatstadt, Hódmezővásárhely in Südungarn, wie meine Frau und ich selbst. Als ich ihnen von meiner früheren ärztlichen Tätigkeit und den Schwierigkeiten erzählte, sagten sie, dass die Lage des Judenarztes in Gmünd ganz anders war. Er hat alle Hilfe von einem österreichischen Arzt bekommen. Es gab immer genug Instrumente und Medikamente. Der österreichische Arzt schickte auch die Lebensmittel und die Kleidungsstücke für die Lagerbewohner. Damals habe ich den Namen von Dr. Artur Lanc zum erstenmal gehört.“⁵³

Wie das Allgemein öffentliche Krankenhaus Gmünd dem Volksgericht Wien mitteilte, befanden sich hier, also in der für ungarische Juden eingerichteten Baracke, „in der Zeit vom 23. 12. 1944 bis 15. 2. 1945 sieben Juden [...] in stationärer Behandlung [...], von denen ein Patient bei der Fa. Hanisch [richtig: Heinisch], Gmünd, und die übrigen in der Kartoffelverwertungs-A.G. beschäftigt und wohnhaft waren.“⁵⁴ Die meisten Kranken wurden also ambulant behandelt. Die Aufzeichnungen des Standesamts Gmünd über hier verstorbene ungarische Jüdinnen und Juden zeigen allerdings, dass in den Gmünder Krankenstützpunkt auch Kranke aus anderen Orten eingeliefert wurden. Im Gedenken an die Opfer sollen ihre Namen hier genannt werden: Veronika Engler, geborene Friedmann, geboren am 3. Juni 1876, interniert in der Kartoffelverwertungs-AG., verstarb am 10. Oktober 1944; Anton Tevan, geboren am 20. 12. 1873, interniert in Gmünd, Konrad-Henleinstraße 262 [Fa Heinisch], verstarb am 16. Oktober 1944; Susanne Hollo, geboren am 26. Oktober 1920, interniert im Lager der Firma Patria in Heidenreichstein, verstarb am 1. November 1944; Michael Braun, geboren am 12. November 1870, interniert in Angelbach, verstarb am 4. November 1944; Nikolaus Schutz, geboren am 14. Juli 1875, interniert in der Kartoffelverwertungs-AG., verstarb am 20. November 1944;⁵⁵ Ignaz Vermes, geboren am 8. März 1883, verstarb am 28. November 1944;⁵⁶ Hermann Grünwald, geboren am 29. Dezember 1872, interniert in der Kartoffelverwertungs-AG., verstarb am 15. Dezember 1944; Ignatz Meisl, geboren am 15. 11. 1863, interniert in der Kartoffelverwertungs-AG., verstarb am 26. Dezember 1944; Chana Adler, geboren am 16. November 1944 in

⁵¹ Lanc, Schicksal, S. 373 f.

⁵² Christoph Schadauer, Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya, Waidhofen/Thaya 1992, S. 24 f.

⁵³ Brief von Dr. István Abrányi aus Budapest an Nadine Hauer vom 19. September 1984. Zitiert in: Pölleroß (Hg.), Erinnerung, S. 40.

⁵⁴ LG Wien Vg 11g Vr 3465/45.

⁵⁵ Nikolaus Schutz verstarb nicht im Krankenhaus, sondern in der Baracke der Kartoffelverwertungs AG.

⁵⁶ Vermes war vermutlich in Heidenreichstein interniert gewesen.

Gmünd, interniert in der Kartoffelverwertungs-AG., verstarb am 28. Jänner 1945; Lipot Vinze, geboren am 20. Dezember 1880, interniert bei der Firma Patria in Heidenreichstein, verstarb am 8. März 1945.⁵⁷

Wie Dr. Lanc berichtete, „bestand der Befehl, wenn sich die Fronten unseren Grenzen nähern sollten, alle vereinzelt Judengruppen, die noch existierten, in Konzentrationslager zur Vernichtung zu überstellen“.⁵⁸ Aufgrund der „Anordnung über die Beschäftigung von Juden“⁵⁹ wusste jeder Arbeitgeber, dass arbeitslos gewordenen Jüdinnen und Juden sowie ihren Familien die Verbringung in ein Konzentrationslager drohte. 1944 war die Wahrheit über die Vernichtungslager auch nach Österreich durchgesickert. Den von Lanc erwähnten „Befehl“ hatte aller Wahrscheinlichkeit nach der fanatisch nationalsozialistische Kreisleiter Hans Lukas, der die Vernichtung der Juden offen befürwortete, im Zusammenhang mit dem in Gmünd auf die Weiterreise wartenden Transport mit jüdischen SchanzarbeiterInnen in Umlauf gebracht, dessen Schicksal im Folgenden näher beschrieben wird. Denn noch vor der Weiterfahrt dieses Transports am 16. Februar beschlossen Dr. Lanc und Dr. Krisch, Dr. Lipot Fisch und zwei Freunde seiner Wahl vor dem Tod zu bewahren,⁶⁰ obwohl sie damit ihre eigene ebenso wie die Sicherheit ihrer Familien – Artur und Maria Lanc hatten drei kleine Kinder – in höchste Gefahr brachten. Dr. Fisch entschied sich für die Krankenschwester Piroska Blau und den Rechtsanwalt Dr. Georg Ujhelly. In einem Wald bereitete Dr. Krisch ein Zelt vor, wo sich die Flüchtlinge, versorgt von ihm und Dr. Lanc, bis Kriegsende verstecken sollten. Dieser Plan erwies sich wegen der vorherrschenden Kälte und starken Schneefällen als undurchführbar. Krisch und Lanc beschlossen daher, dass ihre Schützlinge erst am Abend vor dem geplanten Abtransport aus dem Lager flüchten sollten. „Vom Arbeitsamt war mir versichert worden, dass ich vom Abtransport der Juden am Vorabend verständigt würde.“⁶¹ Dies weist darauf hin, dass Lanc auch im Arbeitsamt gleichgesinnte Personen kannte. Als Stichwort, dass die Flucht am selben Abend zu erfolgen hatte, wählten Lanc und Fisch „Varicellen“ (Feuchtblattern). Nachdem Lanc Fisch das Stichwort am 16. April übermittelt hatte, verließen die drei Häftlinge das Lager und warteten in einem nahen Jungwald, wo Krisch sie mit seinem Auto abholen und zum Gebermeister Johann Weißensteiner nach Hoheneich bringen sollte. Doch die Flüchtlinge verfehlten den Treffpunkt, Fisch informierte Lanc am nächsten Morgen telefonisch von der Panne. Mit viel Mut und ebenso viel Glück gelang es Lanc und Krisch, die Flüchtlinge zunächst zum Oberförster Christ in Albrechts und vor dort nach Hoheneich zu Johann Weißgerber zu bringen, wo sie bis zum 7. Mai 1945 blieben, wobei Dr. Krisch für die Versorgung mit Lebensmittel sorgte. Allerdings musste sich Krisch selbst zwischen dem 1. und 7. Mai verstecken, da ihm die Festnahme durch die Gestapo drohte. Als SA-Kommandant Schälss beim Abtransport der jüdischen Familien das Fehlen drei Flüchtlinge bemerkte, verdächtigte er sofort Lanc, doch gab es glücklicherweise keine Zeugen der Rettungsaktion.⁶²

Bezüglich dem Zeitpunkt der Flucht weicht der Bericht von Dr. Lanc von jenem von Piroska Blau, Dr. Lipot Fisch und Dr. Georg Ujhelly ab. In seinem Bericht aus dem Jahr 1971 nannte er Ende Februar / Anfang März als Zeitpunkt der Rettungsaktion. Plausibler erscheinen jedoch die Angaben der drei Geretteten, die unmittelbar nach Kriegsende den 16. April nannten.⁶³ Zwar wurde eine erste kleinere Gruppe ungarischer Jüdinnen und Juden Ende Februar oder Anfang März nach Strasshof und von der nach Theresienstadt verbracht,⁶⁴ doch sollte das

⁵⁷ Todesfälle beim Standesamt Gmünd, Yad Vashem Archiv, Jerusalem [YVA] 84/66. Maria Theresia Litschauer erwähnt als weiteres Opfer: Taganyi Artur, interniert in der Färberei Heinisch, Gmünd, verstorben am 21. 11. 1944, Litschauer, 06/44 – 054/45, S. 122. Weitere Arbeitgeber in Gmünd waren die Webereien Karel von Savel sowie Hutter und Welt, vgl.: Kurij, Groß-Siegharts, S. 25.

⁵⁸ Lanc, Schicksal, S. 374.

⁵⁹ DÖW E 19.829.

⁶⁰ Lanc, Schicksal, S. 374,

⁶¹ Ebd. Die folgende Darstellung beruht auch auf Eidesstattliche Niederschrift, AdR BuMinl 54.314-18/66.

⁶² Lanc, Schicksal, S. 376.

⁶³ Ebd., Eidesstattliche Niederschrift, AdR BuMinl 54.314-18/66.

⁶⁴ Elektronische Datenbank Theresienstadt.

medizinische Personal, also Dr. Fisch und Piroska Blau, verständlicherweise erst im April bei der Auflösung der Lager aus Gmünd deportiert werden.

Obwohl Theresienstadt nicht, wie befürchtet, ein Vernichtungslager war, überlebten zwei der 125 Häftlinge aus Gmünd, die am 20. April dort ankamen, die Strapazen einer neuerlichen Verschleppung in ein Konzentrationslager und die harten Lebensbedingungen dort nicht.⁶⁵ Jolan Strausz, Zippora Klein und Karolina Hainal stimmen in ihren Erinnerungen bezüglich der schlechten Lebensbedingungen in Theresienstadt überein, wo große Enge herrschte und vor allem jene Deportierten, die aus Konzentrationslagern dorthin „evakuiert“ wurden, massenhaft starben. Dass die Neuankömmlinge aus Niederdonau bei ihrer Ankunft in Theresienstadt gegen Typhus geimpft wurden, rettete Karolina Hainal vermutlich das Leben: Sie wurde zwar vom Typhus infiziert, doch nahm die Krankheit einen milden Verlauf.⁶⁶

Der Gmünder Transport

Am 15. Oktober 1944 versuchte Miklós Horthy, Ungarns Kriegsausritt und einen Waffenstillstand mit der Sowjetunion zu erklären.⁶⁷ Dies diente den Nyilas, den faschistischen Pfeilkreuzlern, als Anlass, für einen seit langem geplanten Putsch, der sie mit deutscher Hilfe an die Macht brachte. Unter dem Druck ihrer deutschen Verbündeten erklärte sich die neue ungarische Regierung bereit, dem Deutschen Reich jüdische Arbeiter „für kriegswichtige Arbeiten“ bis Kriegsende zu „leihen“. Zwischen dem 6. November und dem 1. Dezember 1944 lieferte sie 76.209 Personen,⁶⁸ darunter etwa dreißigtausend Budapester Jüdinnen und Juden,⁶⁹ die in mörderischen Fußmärschen zur Grenze in Hegyeshalom getrieben worden waren, der SS aus. Die Zahl der später übergebenen „Leihjuden“ wurden nicht mehr erfasst. Die SS überstellte die Juden von Hegyeshalom nach Zurndorf im heutigen Burgenland, von wo aus ein Teil weiter in Konzentrations- und Arbeitslager im Deutschen Reich verschickt wurde. Die restlichen Männer und Frauen übergab die SS der Gauleitung von Niederdonau, die sie für „kriegswichtige“ Arbeit in Industriebetrieben, vor allem jedoch beim Bau des sogenannten „Südostwalls“ einsetzte.⁷⁰ Der Südostwall war ein System von Panzergräben und Befestigungsanlagen, welches das Vorrücken der Roten Armee auf Wien stoppen sollte – eine Erwartung, die es in keinster Weise erfüllte.⁷¹ Die Gauleitungen von Niederdonau und Steiermark⁷² waren für die Errichtung des Südostwalls und somit auch für den Arbeitseinsatz sowie die Unterbringung, Verpflegung, medizinische Betreuung und Bewachung der ungarischen Jüdinnen und Juden verantwortlich. Die Lebensbedingungen in den Lagern, die sich im heutigen Niederösterreich, Burgenland und in der Steiermark aber auch in Westungarn befanden, waren menschenunwürdig. Die jüdischen SchanzarbeiterInnen mussten in Ställen, Scheunen, Meierhöfen, leeren Schulgebäuden aber auch in Kellern und auf Dachböden hausen, die häufig unbeheizbar waren. Die Verpflegung war mehr als mangelhaft, medizinische Betreuung gab es so gut wie keine. Unter diesen schrecklichen Bedingungen sollten die Jüdinnen und Juden

⁶⁵ Ebda.

⁶⁶ Bericht von Karolina Hainal, YVA 03/8743.

⁶⁷ Braham, *Politics of Genocide*, S. 820–829.

⁶⁸ Varga, *Ungarn*, S. 349.

⁶⁹ Szabolcs Szita, *Verschleppt, verhungert, vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944–1945*, Wien 1999, S. 195.

⁷⁰ Szabolcs Szita, *The Forced Labor of Hungarian Jews at the Fortification of the Western Border Regions of Hungary, 1944–1945*. In: Randolph L. Braham (Hg.), *Studies On the Holocaust in Hungary = Social Science Monographies*, Bolder and the Csengeri Institute for Holocaust Studies of the Graduate School and University Center of the City University of New York, New York 1990, S. 175–193.

⁷¹ Leopold Banny, *Schild im Osten. Der Südostwall zwischen Donau und Untersteiermark 1944/45*, Lackenbach 1985, S. 58.

⁷² In der Steiermark wurden ungarisch-jüdische Schanzarbeiter erst ab Weihnachten 1944 eingesetzt. Bei diesen handelte es sich in erster Linie um Arbeitsdienstsoldaten der ungarischen Armee, die vor den vorrückenden sowjetischen Truppen nach Westen zurückgezogen worden waren. Vg. dazu: Eleonore Lappin, *Der Todesmarsch ungarischer Jüdinnen und Juden von Ungarn nach Mauthausen im zeitgeschichtlichen Kontext*. In: Heimo Halbrainer, Christian Ehretreiber (Hg.), *Todesmarsch Eisenstraße 1945. Terror, Handlungsspielräume, Erinnerung: Menschliches Handeln unter Zwangsbedingungen*, Graz 2005, S. 59–94.

schwere Erdarbeiten durchführen, was zu rapider Entkräftigung und in der Folge zu Krankheiten und Tod führte. Schon kurze Zeit nach Beginn ihres Arbeitseinsatzes zeigte sich, dass besonders die Budapester Jüdinnen und Juden, die bereits den Todesmarsch zur österreichischen Grenze durchlitten hatten, den schweren Arbeiten nicht gewachsen waren. Aber auch viele Arbeitsdienstsoldaten, die zum Teil bereits jahrelange Zwangsarbeit für die ungarische Armee durchgeführt hatten, waren bei ihrer Ankunft am Südostwall bereits in schlechter körperlicher Verfassung. Die Gauleitungen versuchten daher, sich der „unnützen Esser“ zu entledigen und diese der SS zurückzustellen. Doch auch diese war offenbar nicht an Arbeitsunfähigen interessiert. Schließlich erklärte sich das SEK-Außenkommando in Wien bereit, zwei Transporte zu übernehmen. Ab 8. Dezember 1944 wurde in den Werkhallen der Firmen Rothmüller sowie Römer & Co. in Lichtenwörth ein sogenanntes „Erholungslager“ für ungarisch-jüdische SchanzarbeiterInnen eingerichtet.⁷³ Zu Jahresende waren dort 2.500 Personen interniert, bis auf hundert Männer nur Frauen, die aus westungarischen Arbeitslagern zurückgezogen worden waren.⁷⁴ Am 5. Jänner 1945 wurden weitere 2.600 Personen, vornehmlich für Männer, ins „Erholungslager“ Felixdorf eingeliefert.⁷⁵ Bis Kriegsende starben in diesen „Erholungslagern“ tausende Häftlinge an Hunger, Kälte, Krankheiten, Seuchen und Misshandlungen.⁷⁶

Bereits der schließlich in Felixdorf in der bombenbeschädigten „Engelmühle“ untergebrachte Transport hatte sich auf einer 17-tägigen Irrfahrt befunden, bevor das Außenkommando ihn übernahm.⁷⁷ Noch länger dauerte es, bis ein Konzentrationslager gefunden wurde, das einen dritten Transport mit 1.700 abgeschobenen SchanzarbeiterInnen – Budapester Jüdinnen und Juden, welche den Todesmarsch zur österreichischen Grenze durchlitten hatten⁷⁸ – aufnahm, der am 23. Dezember 1944 in Gmünd eintraf.⁷⁹

Wie der Kreisleiter von Gmünd, Hans (Johann) Lukas, in der Voruntersuchung zu dem gegen ihn geführten Volksgerichtsverfahren angab, habe er, als er im Dezember 1944 erfuhr, „dass ein Transport mit mehreren Hundert Juden nach Gmünd kommen und dort untergebracht werden sollte,“ versucht, „die Leitung des Judentransportes nach Gmünd unter Berufung auf die starke Belegung Gmünds durch Bombengeschädigte und Umquartierte zu verhindern. Ich erhielt jedoch daraufhin aus Berlin einen scharfen Verweis und traf nach einigen Tagen plötzlich ein Judentransport ein.“⁸⁰

Lukas gab in seinen Aussagen nicht an, mit welchen Stellen in Berlin er in Kontakt war, bestand jedoch darauf, dass Siegfried Seidl vom Außenkommando Wien für den Transport zuständig war, da dieser nach Theresienstadt fahren sollte. Allerdings wurde der Transport nach seiner Abfahrt Mitte Februar nicht in Theresienstadt aufgenommen. Anfang März kam dort lediglich ein kleiner Transport mit 77 Budapester Jüdinnen und Juden an, die ebenfalls zuvor zu Schanzarbeiten eingesetzt gewesen waren.⁸¹ Dies deutet darauf hin, dass tatsächlich Verhandlungen zwischen den Gauleitungen und der SS oder innerhalb der Dienststellen der SS über die Aufnahme nicht arbeitsfähiger SchanzarbeiterInnen in Theresienstadt geführt wurden. Etwa zur gleichen Zeit kamen auch die ersten 1.072 TeilnehmerInnen der Strasshofer Transporte, die aus Wien und Niederdonau zurückgezogen wurden in Theresienstadt an.⁸² Der geplante Rückzug sämtlicher TeilnehmerInnen der Strasshofer und Gänserndorfer Transporte nach Theresienstadt war wohl der Grund dafür, dass der Gmünder Transport schließlich in ein anderes Lager umgeleitet wurde. Bei dessen Ankunft in Gmünd erklärte sich keine Partei- oder SS-

⁷³ DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich. Eine Dokumentation, 3 Bde., Wien 1987, 3. Bd., S. 395.

⁷⁴ Werner Eichbauer, Die Judenlager von Wiener Neustadt, Felixdorf und Lichtenwörth, Neulengbach 1987, S. 47 f.

⁷⁵ LG Wien Vg 4 a Vr 2611/45; LG Wien Vg 12 Vr 7552/46.

⁷⁶ Siehe dazu auch: Lappin, Niederösterreich, S. 92–97.

⁷⁷ Pfarrchronik von Felixdorf verfasst von Pfarrer Ferdinand Schilling. Pfarrer Schilling war ein Augenzeuge der Ankunft des Zuges. Kopie der Chronik Injoest,

⁷⁸ Moreshet A.1523, Jolan (Bluma) Klein.

⁷⁹ LG Wien Vg 11g Vr 3465/45.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Liste von Transport IV/16a, elektronische Datenbank Theresienstadt.

⁸² Dieser Transport hatte die Nummer IV/16, jener der SchanzarbeiterInnen IV/16a.

Dienststelle für seine 1.700 Mitglieder verantwortlich, wie Lukas aussagte:

„Am nächsten Tag [nach der Ankunft] fand eine Besprechung mit dem Landrat (Dr. Kranewitter) statt [...] Vor allem aber vereinbarten wir, jeder an seinen Vorgesetzten ein Schreiben zu richten, mit der Anzeige gegen den **unbekannten Verantwortlichen** all der geschehenen Unmenschlichkeiten. Der Leiter des Arbeitsamtes, Regierungsrat Stadler, schloss sich diesem Protest später mit einem Schreiben an den Leiter des Gauarbeitsamtes Proksch an. Als ich dann mit der Gauleitung Verbindung bekam, machte ich auf die Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung des Lagers aufmerksam und verlangte sofortige Abhilfe. Der Gauleiter war erbost und erklärte, sich sofort an Himmler zu wenden mit der Forderung nach Einstellung solchen Verhaltens. Der Gaustabsamtsleiter Ifland erklärte, sich sofort an den zuständigen Mann, Abhilfe fordernd, zu wenden. Er bezeichnete Dr. Siegfried Seidl (dessen SEK-Dienststelle mir nicht mehr erinnerlich ist) als für den Transport verantwortlich. Ich rief diesen sofort an und bekam von ihm auf meinen Hinweis auf den Zustand dieser Menschen die Antwort: ‚da ließe sich nichts ändern‘, und beschwor mich [sic!], ‚die Leute bleiben höchstens zwei bis drei Tage in Gmünd‘. Er versprach, sofort ein SS-Kommando nach Gmünd zu schicken, das uns allen die ganze Angelegenheit abnimmt.“⁸³

Seidl schickte kein SS-Kommando nach Gmünd und leistete auch sonst keinerlei Hilfe. Aber auch die Dienststellen der Gauleitung betrachteten sich als nicht zuständig, wie der ehemalige Gauärztführer Dr. Richard Eisenmenger noch bei seiner Zeugeneinvernahme im Volksgerichtsverfahren gegen Hans Lukas betonte.⁸⁴ In dem sie jegliche Verantwortung für das Schicksal der TransportteilnehmerInnen ablehnten, machten sich die Gauleitung und das SEK mitschuldig am Tod von mehr als 485 Menschen, die in Gmünd an Hunger, Kälte und Krankheiten zugrunde gingen.⁸⁵ Dies entschuldigt jedoch nicht das Vorgehen von Lukas, der ein fanatischer Antisemit war und die Lage der jüdischen Häftlinge weiter verschlimmerte sowie Hilfsaktionen seitens der Bevölkerung nach Möglichkeit unterband. Dass die Zahl der Opfer nicht wesentlich höher war, ging auf das Wirken von Dr. Artur Lanc zurück.

Als der Zug mit den 1.700 SchanzarbeiterInnen am 23. Dezember in Gmünd ankam, sollen bereits Tote in den Waggons gewesen sein.⁸⁶ Lukas empfing die völlig erschöpften Häftlinge mit Schlägen. Sie wurden in dem einzigen leer stehenden Gebäude in Gmünd, das 1.700 Personen aufnehmen konnte, einem Getreidespeicher, untergebracht. Der Boden des achtzig Meter langen, zwanzig Meter breiten und fünf Meter hohen Getreidespeichers war schütter mit Stroh bestreut, ein einziger Koksöfen konnte den großen Raum bei den eisigen Wintertemperaturen nicht wärmen, zwei weitere Koksöfen konnten wegen zu großer Rauchentwicklung nicht in Betrieb genommen werden.⁸⁷ Am Morgen des 25. Dezember erfuhr Dr. Artur Lanc von der Ankunft des Transports und nahm sogleich eine Besichtigung vor:⁸⁸

„Etwa zwei- bis dreihundert Personen hatten schwerste Erfrierungen an den Händen und Füßen. Die Füße der meisten waren bis zum Sprunggelenk blauschwarz gefärbt, notdürftig in Fetzen gehüllt, da sie Schuhe wegen der mächtigen Schwellungen und Entzündungen nicht mehr vertrugen. Zudem litten fast alle Insassen an schwersten Durchfällen aller Grade, bis zu blutigen Stühlen. Diejenigen mit den schwersten Erfrierungen, die überhaupt keinen Schritt mehr gehen konnten, mussten ihre häufigen Stühle an Ort und Stelle absetzen. Der größte Teil der Juden war hochgradig abgemagert. Seit einigen Tagen hatten sie auf der Fahrt hierher nichts und in den letzten eineinhalb Tagen in Gmünd meines Erinnerns erst eine Portion Kaffee und eine Schnitte Brot erhalten. Alle waren

⁸³ LG Wien Vg 11g Vr 3465/45. Hervorhebung durch die Autorin.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Eine vollständige Liste der Opfer befindet sich in: Friedrich Polleroß, Hundert Jahre Antisemitismus im Waldviertel, Krems/Donau 1983.

⁸⁶ Das Standesamt Gmünd verzeichnete zwei am 22. Dezember und zwei am 23. Dezember 1944 Verstorbene.

⁸⁷ LG Wien Vg 11g Vr 3465/45.

⁸⁸ Lanc, Schicksal, S. 376.

entsetzlich verlaust. Es fehlten jegliche Medikamente und Desinfektionsmittel.“⁸⁹

Lanc versprach Dr. Nikolaus Darvas, dem leitenden jüdischen Arzt des Transports, der vor seiner Deportation ein führender pharmazeutischer Forscher gewesen war, Hilfe. Lanc erreichte, dass Lukas dem Lager zwei weitere Fuhren Stroh zugestand.⁹⁰ Nach zahllosen Urgegnen bei Kreisamtsleiter Binder erhielt Lanc nach etwa 14 Tagen 3000 Tabletten Aspirinersatz und auch die Verpflegung wurde besser, ohne jedoch ausreichend zu sein. Gauärztführer Eisenmenger war für Lanc nicht zu sprechen. Lanc stellte aus Privatbestand Tierkohle, Desinfektionsmittel, Herzmittel udgl. zur Verfügung, mithilfe von Sammelaktionen unter der Gmünder Bevölkerung konnte er dem Lager weitere Lebensmittel beschaffen, doch reichte auch all dies nicht aus.

Auch Jolan Strausz, Karolina Hainal und Zippora Klein sahen die Not des Transports, die sie tief erschütterte. Da sich der Getreidespeicher in der Nähe ihres Lagers in der Kartoffelverwertungs-AG. befand, warfen die jüdischen ArbeiterInnen den Hungernden gekochte Kartoffel über den Zaun.⁹¹ Zippora Klein berichtete, dass, als diese Hilfeleistung entdeckt wurde, das Lager mit dreitägigem Essensentzug bestraft worden sei.⁹² Jolan Strausz' Bruder Gyula, geb. 1929, musste beim Bestatten der Toten mithelfen.⁹³

Nicht nur die HelferInnen in der Kartoffelverwertungs-AG. wurden bestraft, Lukas schränkte die Bewegungsfreiheit der Juden wesentlich ein und wies die Wachmannschaften zu einem brutalen Vorgehen gegenüber außerhalb ihrer Lager aufgegriffenen Jüdinnen und Juden an, wie Lanc nach dem Krieg ausführte:

„Die Lagerinsassen, die zwecks Nahrungsmittelbeschaffung außerhalb des Lagerbereichs angetroffen worden waren, wurden über Nacht im Freien an einen Pfosten gebunden. Die Bewachung war neben Volkssturmluten auch fanatischen HJ-Buben anvertraut, von denen einer einen Juden, den er zum Aufstehen aufgefordert hatte, und der dem Befehl nicht nachgekommen war, einfach über den Haufen schoss. Schwere Misshandlungen kamen ebenfalls vor, wobei einem der Gemaßregelten ein Arm gebrochen wurde.“⁹⁴

Lukas hatte verhetzte Hitlerjungen als Wachmannschaften eingesetzt, weil sich sowohl die Stadtwache als auch der Volkssturm als zu menschlich erwiesen hatten. Weiters beauftragte er Ignaz Berger, die Jüdinnen und Juden am Betteln zu hindern. Berger ließ sich, wie Lanc erwähnte, schwere Misshandlungen zuschulden kommen.⁹⁵ Lukas hetzte aber auch die Gmünder Zivilbevölkerung gegen die Juden auf. Wie Dr. Lanc schrieb, teilte er in einer Versammlung mit, „dass er die freudige Mitteilung machen könne, dass bereits 500 Juden weniger wären und er nur bedaure, dass ihre Anzahl sich nicht noch stärker verringert habe. Des weiteren müsse er die hiesige Bevölkerung rügen, weil sie bettelnden Juden Lebensmittel gebe. Er würde sich freuen, wenn er höre, dass diese Juden mit einem Fußtritt fortgejagt werden, da sie aus jenem Viertel Budapests stammten, in dem aus den Fenstern siedendes Öl auf unsere Truppen gegossen worden sei.“⁹⁶

Wie Zeugen im Verfahren gegen Lukas aussagten, fanden die Misshandlungen der Jüdinnen und Juden vor den Augen der Zivilbevölkerung statt:

„Ich ging unweit des Lagers (Getreidespeicher) aus meinem Dienste von Gmünd in Richtung Albrechts auf der Straße und sah auf einem zweiteiligen Telegraphenmasten, einen so genannten A-Masten, eine ältere Frau und

⁸⁹ Lanc, Sanitäre Verhältnisse, LG Wien Vg 11g 3465/45.

⁹⁰ Ebda. In seinem 1971 abgefassten Bericht schrieb Lanc, dass er das Stroh vom Leiter der NSV, Binder, erhielt. Lanc, Schicksal, S. 376.

⁹¹ Bericht von Jolan Klein, Moreshet A.1523; Bericht von Karolina Hainal, YVA 03/8743; Bericht von Zippora Klein, YVA 03/5926.

⁹² Bericht von Zippora Klein, YVA 03/5926.

⁹³ Bericht von Jolan Klein, Moreshet A.1523.

⁹⁴ LG Wien Vg 11g 3465/45. Die hier erwähnte Misshandlung war auch Gegenstand eines Volksgerichtsverfahrens, LG Wien Vg 1d Vr 1094/45.

⁹⁵ LG Wien Vg 1d Vr 1094/45. Ignaz Berger wurde am 7. 3. 1946 zu acht Jahren schweren Kerkers verurteilt.

⁹⁶ LG Wien Vg 11g Vr 3465/45.

einen ganz jungen Menschen, beide Juden gegen 1/2 5 Uhr nachmittags bei bitterster Winterkälte in der Weise angebunden, dass ihnen die Hände hinter dem Rücken hinaus gebunden waren.“⁹⁷

Aber auch die brutale Behandlung der Juden im Getreidespeicher entging der Zivilbevölkerung nicht, wie ein anderer Zeuge schilderte:

„Zur Zeit als die Juden im Getreidespeicher in Gmünd I untergebracht waren, versah ich den Dienst als Eisenbahner in Gmünd I, am Bahnhof in der Nähe des Judenlagers. Als wir in der Nacht des öfteren Dienst am Bahnhof hatten, hörten wir die Schmerzensschreie der Juden bis zu uns herüber. Die Posten, die im Judenlager den Dienst versehen hatten, bekamen vom dortigen Kreisleiter Lukas den Auftrag, die Juden auf das Brutalste zu behandeln. [...] Ich persönlich ging einmal zum Judenlager entlang der Straße in Richtung Albrechts und warf den Juden einige Stücke Brot über den Zaun. Der dort diensthabende Posten nahm dagegen stärkste Stellung und drohte mir mit der Verhaftung. Er gab mir zur Antwort, sie müssen so handeln, denn sie haben so den Auftrag vom Kreisleiter Lukas.“⁹⁸

Nicht zuletzt aufgrund dieser von Lukas gesetzten Maßnahmen, verschlechterte sich die Situation im Getreidespeicher zunehmend, am 9. Februar erreichte die Sterberate mit 38 Toten einen traurigen Höhepunkt, zwischen dem 22. Dezember und dem 16. Februar 1945 starben 485 Menschen. Lanc schätzte, dass zwei- bis dreihundert der Opfer erfroren, obwohl diese Diagnose von den jüdischen Ärzten nicht erstellt werden durfte.⁹⁹ Lanc zeigte sich nach dem Krieg überzeugt, dass ein Großteil der Todesfälle vermeidbar gewesen wäre, hätte Lukas nicht die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung brutal unterbunden.¹⁰⁰ Auch war ein Teil der TeilnehmerInnen des Transports gesund und durchaus arbeitsfähig und vor allem: arbeitswillig. In einem Schreiben vom 10. Jänner 1945 wies Dr. Darvas darauf hin, dass in dem Transport etwa achthundert Facharbeiter seien, die für die Deutschen wertvolle Arbeit leisten könnten, und ersuchte Lanc, dieses Gesuch ans Arbeitsamt weiterzuleiten.¹⁰¹ Denn Lukas ließ wiederholt vernehmen, dass die Juden nach ihrem Abtransport die Vernichtung erwartete. Da das Ansuchen beim Arbeitsamt keinen Erfolg zeitigte, bot Dr. Lanc Dr. Nikolaus Darvas seine Hilfe an:

„Meine oftmaligen dringenden Vorstellungen, sich am Tage des Abtransportes von mir zur Flucht verhelfen und sich bis zum Zusammenbruche in einem schon vorbereiteten Versteck verbergen und verpflegen zu lassen, lehnte er aus Angst vor dem Ertapptwerden ab. Er wurde daher am 16. 2. 1945 mit seinen anderen Schicksalsgenossen in das KZ Theresienstadt abtransportiert.“¹⁰²

Wie oben erwähnt, fuhr der Transport nicht nach Theresienstadt. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Der Vater eines in Gmünd verstorbenen Arztes berichtete nach dem Krieg, dass Darvas in Bergen-Belsen ums Leben gekommen sei.¹⁰³ Doch im KZ Bergen-Belsen wurde um diese Zeit kein Transport aus Gmünd oder Österreich registriert.¹⁰⁴ Darvas kann also höchstens aus einem anderen Lager dorthin überstellt worden sein.

Nachgeschichte

Das Standesamt Gmünd erfasste zehn Personen, welche während ihres Arbeitseinsatzes für verschiedene Betriebe in Gmünd verstarben und hier begraben wurden. 1948 sollen vier Personen auf dem Stadtfriedhof bestattet gewesen sein: Anton Tevan (Grab 2/IV), Susanne Hollo (Grab 3/IV), Michael Braun (Grab 4/IV) und Nikolaus Schutz (Grab 5/IV). Hermann Grünwald wurde in einem Grab in Gmünd III und Chana Adler im

⁹⁷ Ebda.

⁹⁸ Ebda.

⁹⁹ Lanc, Sanitäre Verhältnisse, ebda.

¹⁰⁰ LG Wien Vg 11g 3465/45.

¹⁰¹ AdR BuMinl 54.314-18/66. Zu den Bemühungen der TransportteilnehmerInnen, sich durch Arbeit vor dem Abtransport in ein KZ zu schützen, vgl. auch: Lanc, Schicksal, S. 376.

¹⁰² Lanc, Sanitäre Verhältnisse, LG Wien Vg 11g Vr 3465/45.

¹⁰³ Schreiben von Funk József Gyógyszerész, Budapest, an Medizinalrat Dr. Arthur Lanz (sic!), Kreisphysikus, 25. 1. 1948, Archiv der IKG Wien Mappe Gedenksteinerrichtung Gmünd Niederösterreich.

¹⁰⁴ Elektronisches Verzeichnis der Häftlinge des Konzentrationslagers Bergen-Belsen.

„Massengrab für Ziviltote“ begraben, die vierzigjährige Rosa Mondig aus dem „Judenlager Gemeinde Gmünd“ verstarb erst am 14. Mai 1945, also nach der Befreiung, doch liegt zu ihrem Grab keine Angabe vor. Auch die Grabstätten von Veronika Engler, Ignác Vermes und Lipot Vinze fehlen auf dieser Liste.¹⁰⁵ 2005 teilte die Gemeinde Gmünd der Autorin mit, dass sich im Stadtgebiet keine Gräber jüdischer Opfer befinden.¹⁰⁶

Die Opfer aus dem Getreidespeicher wurden auf dem Friedhof von Gmünd III, heute České Velenice, zunächst nur oberflächlich verscharrt. Aufgrund von Anfragen von Hinterbliebenen der Verstorbenen und ungarischer jüdischer Gemeinden nach Kriegsende leiteten die tschechischen Behörden Untersuchungen ein und fanden das Massengrab mithilfe von Frau Maria Houšková. Im Oktober 1945 wurden die 485 Toten exhumiert und von zwei Fachärzten beschaut, bevor sie in Särge gelegt und in ein neues Massengrab außerhalb der Friedhofsmauer ungebettet wurden. Das Grab wurde noch im selben Jahr mit einem einfachen Denkmal mit einem Kreuz bezeichnet. Im Jahr 1955 wurde auf Initiative des Synagogenvereins Budweis das Kreuz entfernt und ein neuer Grabstein aus hellem Granit gesetzt. 1975 ließ das Stadtamt České Velenice auf dem Grabstein eine neue Platte aus schwarzem Marmor anbringen, die bis heute unverändert erhalten ist.¹⁰⁷ Warum auf diesem Grabdenkmal 512 Opfer gedacht wird, konnte die Autorin nicht eruieren. Denn bei der Totenbeschau im Jahr 1945 wurden 485 registriert, Maria Houšková hatte nur 482 bestattete Leichen gezählt.¹⁰⁸

1969 setzte das Kuratorium der ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten, des Bundes sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus und des Bundesverbands österreichischer Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus (KZ-Verband) eine „Landesarbeitsgemeinschaft der Opferverbände in Niederösterreich“ ein, welche auch in Gmünd die Errichtung eines Mahnmals für die Opfer des Lagers im Gemeindespeichers planen sollte. Der Entwurf des am 24. Mai 1970 im Rahmen einer Großkundgebung enthüllten Gedenksteins stammte von OSR Otto Mölzer aus Schrems, an der Finanzierung beteiligten sich neben den Opferverbänden die Gemeinde Gmünd, die Niederösterreichische Landesregierung, das Bundesministerium für Unterricht und der Österreichische Gewerkschaftsbund.¹⁰⁹ Bei den Bemühungen um die Aufbringung der nötigen Mittel, wandte sich die Landesarbeitsgemeinschaft der Opferverbände in Niederösterreich am 27. Jänner 1970 auch an die Israelitische Kultusgemeinde in Wien. Amtsdirektor Wilhelm Krell und Präsident Ernst Feldsberg zögerten zunächst, diese Aktion zu unterstützen. Denn die Textierung des Gedenksteins war ohne ihre Mitarbeit erstellt worden und schien anzudeuten, dass es sich bei den Opfern nicht nur um Juden handelte, wie Amtsdirektor Wilhelm Krell in einer Notiz hervorhob: „Ewig mahnen die Opfer. Hier starben in der Zeit vom 22.12.1944 – 16.2.1945 485 politisch (!) und rassisch Verfolgte in einer Welt der Diktatur, des Krieges und des Hungers“.¹¹⁰ Angesichts der Tatsache, dass der Text auf dem Gedenkstein jeglichen Hinweis auf die jüdische und auf die ungarische Abstammung sowie das Schicksal der Opfer verschweigt,¹¹¹ ist der Vorbehalt seitens der Kultusgemeinde durchaus verständlich. Nachdem ihr die Arbeitsgemeinschaft Unterlagen über die Vorkommnisse, insbesondere aber Dankschreiben der Lagerinsassen an Dr. Artur Lanc übermittelt hatte, unterstützte die IKG die Errichtung des Mahnmals finanziell, Präsident Ernst Feldsberg nahm auch an der

¹⁰⁵ Liste in YVA 05/88 sowie Bericht des Geschäftsführers des Jüdischen KZ-Grabstätten-Eruierungs-Komitees vom 15. 9. 1948, Liste der Gräber in Niederösterreich, YVA 05/89.

¹⁰⁶ Schreiben von Bürgermeister Otto Opelka, Stadtgemeinde Gmünd, 31. 3. 2005, Injoest.

¹⁰⁷ Marie Pechová, České Velenice 1945, České Velenice 1985, S. 12 f. Ich danke Mgr. Jiří Oesterreicher für die Information und die Übersetzung aus dem Tschechischen.

¹⁰⁸ Information Jiří Oesterreicher, 26. 7. 2006.

¹⁰⁹ Zum Gedenken an 485 Tote. Feierstunde und Mahnmalenthüllung in Gmünd. In: Gmünder Kulturbrief und Stadtnachrichten, 17. Jg., Folge 6 (Juni 1970).

¹¹⁰ Aktennotiz der IKG vom 19. 2. 1970; Gesprächsprotokoll eines Telefonats zwischen Amtsdirektor [Wilhelm] Krell und Sekretär Leo Lesjak, SPÖ, 18. 2. 1970, beide ebda.

¹¹¹ Laut den Erkenntnissen des Gerichtsverfahrens gegen Hans Lukas kam der Transport nicht m 22. sondern am 23. 12. 1944 in Gmünd an. In demselben Verfahren wird auch darauf hingewiesen, dass bereits Tote aus dem Zug geladen wurden. Die ersten Sterbefälle auf der Liste des Standesamts Gmünd sind am 22. Dezember vermerkt.

feierlichen Enthüllung teil.¹¹² Bei dieser Feier stand neben allgemeinen Aufrufen zu Toleranz und demokratischem Bewusstsein das Gedenken an das Schicksal der Opfer vom Gmünd im Mittelpunkt. Nicht zuletzt wurde die Hilfsaktion von Dr. Krisch und insbesondere von Dr. Lanc gewürdigt.¹¹³ Dieser erhielt am selben Tag eine Auszeichnung des ungarischen KZ-Verbands.¹¹⁴ Die Wirkung des Mahnmals auf die Gmünder Bevölkerung schätzte Lanc gering ein:

„Von der Gmünder Öffentlichkeit wurde diese Riesenfeier zwar registriert – die Teilnehmer waren ja die Gäste der Gemeinde und alle Mandatäre waren ja anwesend –, aber, ein charakteristisches Zeichen eines noch immer vorhandenen Antisemitismus, mindestens mir gegenüber, mit keinem Wort kommentiert.“¹¹⁵

Am 16. Dezember 1986 wurden Artur und Maria Lanc im Jüdischen Gemeindezentrum in Wien die Yad-Vashem-Medaille als „Gerechte unter den Nationen“ überreicht, die Laudatio hielt Kardinal Franz König. Am 13. Juli 1987 pflanzte DR. Lanc einen Baum in der „Allee der Gerechten“ in der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem.¹¹⁶

Hans Lukas wurde im August 1945 verhaftet und im Oktober 1948 vor ein Wiener Volksgericht in Wien gestellt. Obwohl mehrere Zeugen seine fanatisch nationalsozialistische Haltung und sein brutal antisemitisches Vorgehen gegenüber den jüdischen ZwangsarbeiterInnen bestätigten, war Dr. Lanc der wichtigste Belastungszeuge gegen Lukas.¹¹⁷ Lanc' Aussagen in der Voruntersuchung ebenso wie ein im Februar 1946 abgefasster schriftlicher Bericht für das Gericht¹¹⁸ ließen keinen Zweifel daran, dass Lukas eine wesentliche Mitschuld an der Katastrophe im Gmünder Getreidespeicher traf. Bei der Hauptverhandlung schwächte Lanc seine Anschuldigungen gegen Lukas ganz wesentlich ab und gab an, dieser habe bis zu seiner antisemitischen Rede bei einer Versammlung etwa zwei Wochen vor der Abfahrt des Gmünder Transports sein Möglichstes getan, um die Lage der Deportierten zu verbessern. Lukas wurde daher vom Anklagepunkt der Mitschuld am Tod von fast 500 Menschen „mangels Verschulden“ freigesprochen. Wegen seiner Mitgliedschaft bei der illegalen NSDAP (Hochverrat) sowie Kriegsverbrechen und der Verbrechen der Verletzung der Menschlichkeit und Menschenwürde wurde er zu immerhin elf Jahren schweren Kerkers und Vermögensverfall verurteilt, allerdings infolge eines Gnadenakts des Bundespräsidenten bereits am 3. Juli 1951 wieder auf freien Fuß gesetzt.¹¹⁹

1971 erklärte Dr. Artur Lanc, warum er seine Aussage gegen Lukas 1948 abgeschwächt hatte:

„Vor der Verhandlung hatte mich die Frau des Kreisleiters, bei der und deren Kindern – nicht aber bei ihm – ich behandelnder Arzt gewesen war, angefleht, aus Rücksicht auf das Vertrauen, das sie zu mir gehabt habe, ihren Mann zu schonen. Nach viel Überwindung – ich weiß auch nicht mit Sicherheit, ob ich richtig gehandelt habe – schwächte ich meine Aussage ab, sagte u.a. über Befragten, dass ich sonst von Lukas keine antisemitischen Äußerungen gehört habe.“¹²⁰

Weitra und St. Martin

Wie bereits erwähnt, fehlten unter den Deportierten der Strasshofer Transporte die zur ungarischen Armee eingezogenen Männer und damit das für schwere Arbeiten geeignetste Bevölkerungssegment. In Strasshof wurden zwar keine Selektionen vorgenommen, wohl aber wurden die Deportierten auf ihre Arbeitsfähigkeit

¹¹² Zum Gedenken an 485 Tote. Feierstunde und Mahnmalenthüllung in Gmünd. In: Gmünder Kulturbrief und Stadtnachrichten, 17. Jg., Folge 6 (Juni 1970).

¹¹³ Ebda.

¹¹⁴ Lanc, Schicksal, S. 382.

¹¹⁵ Ebda, S. 383

¹¹⁶ Polleroß, Erinnerung, S. 381 ff.

¹¹⁷ LG Wien Vg 11g 3465/45.

¹¹⁸ Lanc, Sanitäre Verhältnisse, LG Wien Vg 11g 3465/45.

¹¹⁹ LG Wien Vg 11g 3465/45.

¹²⁰ Lanc, Schicksal, S. 378.

untersucht und entsprechend gekennzeichnet.¹²¹ Dies diente als Orientierungshilfe für die Arbeitgeber, welche ihre zukünftigen ArbeitssklavInnen in Strasshof oder in anderen Sammellagern auswählten. Den „Richtlinien“ des Arbeitsamt konnten die Arbeitgeber entnehmen, dass den Jüdinnen und Juden, die nicht mehr für die Arbeit gebraucht wurden, die Deportation in ein Konzentrationslager drohte. Sowohl bei den Deportationen Ende November 1944 nach Bergen-Belsen als auch beim ersten Transport nach Theresienstadt am 8. März 1945 wurden Familien mit einem überproportionalen Anteil von nichtarbeitsfähigen Mitgliedern – also alten Menschen und Kindern – verschickt.

Ludwig Knapp, der einen landwirtschaftlichen Betrieb bei Weitra und ein Sägewerk bei St. Martin besaß, für welche ihm jüdische ZwangsarbeiterInnen zugeteilt wurden, wusste die „Richtlinien“ offenbar richtig zu lesen, und nahm daher Familien mit einem hohen Anteil von älteren Menschen und Kindern bei sich auf. In der Gruppe von 23 Personen, die er für Weitra wählte, waren es immerhin elf.¹²² Weitere 64 Personen beschäftigte Ludwig Knapp in seinem Sägewerk in St. Martin.¹²³ Auch während des Arbeitseinsatzes behandelten er und seine Frau Maria die jüdischen Familien menschlich. Als er im April 1945 den Befehl erhielt, die jüdischen Familien für die weitere Verschleppung nach Theresienstadt bereitzustellen, beschloss er einen kühnen Rettungsplan. Die bei ihm beschäftigten jüdischen Familien waren in zwei Gruppen aufgeteilt: Eine war bei Sägewerk untergebracht, die andere in einer entlegenen Baracke nahe ihrem Arbeitsplatz. Knapp schlug den jüdischen ArbeiterInnen aus der Baracke vor, sich zu verstecken, während er für ihre Verpflegung sorgen würde. Ein erheblicher Teil seiner jüdischen Belegschaft konnte so, unter Mithilfe der ebenfalls bei Knapp internierten französischen Kriegsgefangenen, vor der Deportation gerettet werden.¹²⁴ Klara Kaufmann und ihre Tochter, die auf seinem Hof in Weitra beschäftigt waren, durften in seinem Haus bleiben, obwohl dies die Gefahr für ihn und seine Familie wesentlich erhöhte. Als Sicherheitsmaßnahme für sich und die Seinen fuhr Ludwig Knapp mit seiner Familie während der fraglichen Tage des Abzugs der jüdischen ArbeiterInnen nach Wien. Bei ihrer Rückkehr zeigten sich die Knapps gegenüber den Behörden erstaunt über deren Verschwinden.¹²⁵ Die in Gmünd und Weitra in Viehwaggons verladene ungarischen Jüdinnen und Juden kamen am 20. April in Theresienstadt an. Ludwig und Maria Knapp gelang es, ihre Schützlinge über die kritischen letzten drei Kriegswochen hinwegzuretten.

Eine wie schwere physische und psychische Belastung die weitere Deportation nach Theresienstadt für die ungarischen Jüdinnen und Juden war, zeigen die Erinnerungen von Resi Weglein, die in Theresienstadt als Krankenschwester tätig war und zu jenen Menschen gehörte, deren engagiertem Einsatz es zu verdanken war, dass die Sterberate unter den Deportierten trotz ihres geschwächten Zustands und den in Theresienstadt grassierenden Seuchen relativ niedrig gehalten werden konnte:

„1945 kam ein Transport von 6.000 [sic!]¹²⁶ ungarischen Juden ins Lager. Diese wurden im G V-er Block zusammengedrängt untergebracht, der damals innerhalb zwölf Stunden von allen Kranken geräumt worden war. [...] Es herrschte eine so erschreckende Armut und Unterernährung bei ihnen, dass wir nicht glauben konnten, dass sie erst seit sechs Monaten¹²⁷ aus ihrer Heimat vertrieben waren. Und nicht glauben wollten wir, dass sie bis zu ihrem Eintreffen bei uns besser ernährt worden seien. [...] Trotzdem die meisten von ihnen sehr abgemagert waren, verloren sie bei uns noch mehr an Gewicht und waren nur noch wandelnde Schatten.“¹²⁸

1968 erhielten Ludwig und Maria Knapp die Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.

¹²¹ LG Wien Vg 1b Vr 770/46; Niederschrift aufgenommen mit Ladislaus Dér am 25. 3. 1969, AdR BuMinI 55178-18/71.

¹²² DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich, Bd. 3, S. 385 f.

¹²³ Kurij, Groß-Siegharts, S. 25

¹²⁴ Siehe dazu den Bericht von György Karman.

¹²⁵ DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich, Bd. 3, S. 386.

¹²⁶ Die insgesamt 6000 ungarischen Jüdinnen und Juden, die im Frühjahr nach Theresienstadt deportiert wurden, kamen nicht nur aus Österreich, sondern auch aus verschiedenen Konzentrationslagern. Vgl. dazu: Eleonore Lappin, Die Deportationen ungarischer Juden nach Theresienstadt. In: DÖW und Institut Theresienstädter Initiative (Hg.), Theresienstädter Gedenkbuch. Österreichische Jüdinnen und Juden in Theresienstadt 1942-1945, Prag 2005, S. 113–145.

¹²⁷ Richtig: zehn Monaten.

¹²⁸ Resi Weglein, Als Krankenschwester in Theresienstadt. Erinnerungen einer Ulmer Jüdin, hg. und mit einer Zeit- und Lebensbeschreibung versehen von Silvester Lechner und Alfred Moos, Stuttgart 1988, S. 81 f.

Dankbriefe an Dr. Arthur Lanc

Sehr geehrter Herr Oberarzt!

In dankbarer Freude ergreife ich der Gelegenheit der annähernden Weihnachtsfesten – Ihnen sehr geehrter Herr Oberarzt u[nd] Ihre w[erten] Familie meine innigsten Glückwünsche auszusprechen. Sie müssen es mir erlauben, dass ich diese Gelegenheit auch dazu benütze – Wörter zu schreiben für Dank, dass der Herr Oberarzt ermöglicht habe für mich als Pflegerin Hilfe leisten der darauf angewiesenen unglücklichen kranken Juden. Danken dafür, dass wir nach solche große Hindernissen unserer Berufstätigkeit mit wahrer Menschenliebe weggeschoben habe[n]

Gott segne Ihre Tätigkeit was auf das Wohl Ihrer Mitmenschen zielt.

In Dankbarkeit

Ihr ergebener

Piroska Blau

Gmünd, am 23. Dezember 1944

Sehr geehrter Herr Medizinalrat!

Anlässlich des Neujahres erlauben Sie mir, dass ich meine Glückwünsche Ihnen und Ihrer w[erten] Familie ausspreche.

Auch möchte ich diese Gelegenheit benützen, meinen innigsten Dank auszusprechen für den außergewöhnlichen Wohltaten was Sie für meine unglückliche Deportierte Glaubensgenossen getan haben.

Es ist schon ein halbes Jahr, dass da im Spital eine selbstständige Abteilung gestiftet wurde für die von dem Schicksal hergetriebene kranken Juden. Ich weiß es bestimmt dass, sehr geehrter Herr Medizinalrat, ohne Ihrer werten Hilfe dies nicht möglich gewesen wäre.

Aber Sie haben noch mehr geleistet.

Sie haben mir ermöglicht, dass ich meine Kranken mit denselben Medikamenten behandeln konnte mit welchen die ein heimische Kranken hier im Spital geheilt würde so war mir möglich das Leben meiner schwer Kranken zu retten.

Die Kranken haben mich ersucht Ihren innigen Dank Ihnen, sehr geehrter Herr Medizinalrat übermitteln was ich hiermit gepaart mit meiner aus tiefen Seele kommenden Dankbarkeit Ihnen zurücksende.

Gott segene Sie sehr geehrter Herr Medizinalrat für Ihre viele Güte.

Bleibe in tiefergebener Dankbarkeit mit kollegialer Hochachtung

Dr. Leopold Fisch

Arzt

Der jüdischen Arbeitsgruppe

Gmünd, 31. Dezember 1944

Sehr geehrter Herr Oberarzt!

Ein versäumtes Pflicht nachzuholen – sollen diese Zeilen dienen. Es sollen mich aber entschuldigen, da ich damals im Spital noch zu schwach war um die Feder zu ergreifen und in Wörter zu danken für Ihre außergewöhnliche Güte meiner gegenüber – dank für die wundervolle Ausstaffierung für meine kleine Baby.

Wie kann Ich sehr geehrter Herr Oberarzt Ihnen die Freude schildern, wie das Herz mir, der Deportierten, ohne Mittel dastehenden Jüdin warm wurde – bei die heutigen Verhältnisse zu solche schöne, gute, praktische Sachen gelangen! Auf dem kann ich nicht rechnen, dass ich jemals die Möglichkeit haben werde – dies alles vergelten – Nun erlauben Sie mir sehr geehrter Herr Oberarzt zu versichern, dass die Dankbarkeit in meinem Herzen ewig glühen wird.

Möge Gott erhören die Gebete eines Mutterherzens und segne Sie.

Ihr ergebene

Magda Adler

Gmünd, den 9. 1. 1945

Sehr geehrter Herr Oberarzt,

Das Wohlwollen, mit welchem Sie unser Schicksal verfolgen, ermutigt mich, unsere letzte u. höchste Hilfe von Ihnen zu erwarten.

Wir sind hier etwa 1600 Personen unter fürchterlichen hygienischen Verhältnissen und – ich kann das ruhig behaupten – zum Tode verurteilt. – Vom deutschen Standpunkt ist dies auch beachtenswert, denn es gibt unter uns etwa 800 Köpfe, zum Großteil Facharbeiter u. meistens noch völlig gesunde, die im deutschen Arbeitseinsatz voll verwendbar wären.

Ich brauche es wohl nicht besonders hervorzuheben, was ich schon mündlich einmal getan habe, indem ich Ihnen Hunderte von Fällen abgefrorener Füße schilderte, welche dann nach Gangränisierung einen Teil der Todesfälle verursachen.

Hiezu kommt die weitaus ungenügende Ernährung, die Ungezieferplage, die Hunderte von Ruhrbakterien u. das von ihnen beschmutzte u. verpestete Stroh, die Qual der Kälte, usw. usw. Zusammen also das wahre Inferno!

Die vielen Beweise Ihrer Liebenswürdige u. Ihrer edlen Empfindungen führen mich dazu, als Kollege an Ihr Herz zu appellieren mit der bescheidenen Bitte, beiliegendem Gesuch zu überprüfen u. wenn Sie es für richtig halten, an das Arbeitsamt – eventuell an eine andere Stelle – weiterzuleiten. – Vielleicht finden Sie, sehr geehrter Herr Kollege, auch eine andere Möglichkeit, um etwas zur Verbesserung unseres jämmerlichen u. untragbaren Schicksals zu unternehmen u. mich gelegentlich durch ein kurzes Telefon hierüber zu benachrichtigen.-

In tiefempfundener Dankbarkeit

Ihr stets ergebener **Dr. Nikolaus Darvas**

Arzt aus Budapest

Gmünd, 10. Jänner 1945

Meinen innigen Dank für Ihre neuerliche Sendung von einem Liter Desinfektionsmittel. – Diesen meinen Dank wollte ich persönlich zum Ausdruck bringen, leider war ich jedoch hieran durch die bekannten neueren Verfügungen gehindert.

Ich bin mir vollkommen bewusst, dass Ihrerseits, sehr geehrter Herr Oberarzt, Alles was Sie für uns getan haben, ohne Rücksicht auf unsere Dankbarkeitsbeweise geschehen ist. – Sie werden mir aber sicherlich nicht verübeln, dass ich – im Namen meine Schicksalsgenossen – immer wieder vom tiefen Gefühl der Verbundenheit durchdrungen bin für all Ihre Güte, welche Sie in unserer Sache walten ließen.

Wenn die Verhältnisse hier im Lager nicht noch böser sich gestaltet haben, so verdanken wir dies fast ausschließlich Ihrer Fürsorge.

Wenn die vielen Hunderte von erkälteten von der Influenza u. deren Komplikationen verschont wurden, so ist dies – meines Erachtens – der beträchtlichen Menge von Medikamenten, sowie den mir von Ihnen reichlich zur Verfügung gestellte Präventivmitteln zuzuschreiben.

Dass unsere Verpflegung in letzter Zeit eine mässige Besserung erfahren hat, darin erachte ich ebenfalls Ihr Verdienst, indem Sie mit unermüdlichem Interesse bei allen in Betrachtkommenden Amtsstellen für uns tätig waren.

Dies Alles veranlasst mich, im Namen der mit mir Deportierten etwa 1400 Budapester Juden, Ihnen unseren tiefempfundenen Dank zum Ausdruck zu bringen.

Ihr ganz ergebener

Dr. Nikolaus Darvas

Arzt aus Budapest

Gmünd, 28. Jänner 1945

Ernährung und das Lager getroffen. Dieser Plan wurde jedoch wegen der Schneefälle und der Kälte nicht zur Ausführung gebracht.

Da wegen der Kälte und der Ungunst der Witterung die Flucht erst möglichst spät durchgeführt werden sollte, wurde vereinbart, dass Herr Dr. Lanc an den Fluchttage Herrn Dr. Fisch telephonisch mitteilen sollte, dass der Varicellenfall sofort zu isolieren wäre. Das war das Signal, dass an diesem Abend die Flucht stattfinden sollte. Am 16. April 1945 wurde nun die Flucht durchgeführt. Durch ein Versehen auf der Skizze wurde der vereinbarte Treffpunkt im Walde verfehlt, so dass Herr Dr. Krisch, dem die Durchführung der Flucht oblag, die Auffindung der Flüchtlinge in der Nacht, nicht möglich war. Durch dieses Verfehlen des Treffpunktes war Herr Dr. Fisch gezwungen, nachdem die Flüchtlinge eine Nacht im Walde verbracht hatten. Herr Dr. Lanc im Morgengrauen aufzusuchen. Dieser brachte nun Dr. Fisch in der Früh des 17. April 45 nach Albrechts, wo Dr. Krisch sich damals aufhielt. Herr Dr. Krisch führte nun Herrn Dr. Fisch mit seinem Auto über Nonndorf nach Hoheneich zu Herrn Johann Weißensteiner, Weißgerbereibesitzer, der sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärt hatte, die Flüchtlinge aufzunehmen und zu verpflegen. Dort wurden die Flüchtlinge im Dachboden der Weißgerberei verborgen gehalten.

Herr Dr. Krisch begab sich sofort wieder nach Gmünd und ging an die vereinbarte Waldstelle, um die beiden anderen Flüchtlinge aufzusuchen. Herr Dr. Krisch versteckte nun die beiden Flüchtlinge in einem sicheren Versteck im Wald und holte diese beiden in der Nacht ab und brachte sie auf Umwegen zu Herrn Weißensteiner nach Hoheneich. Dies musste wegen der vielen Volksturmstreifen mit größter Vorsicht durchgeführt worden.

Bei Herrn Weißensteiner waren nun die drei Flüchtlinge bis zum 7. Mai 45 versteckt und Herr Weißensteiner gab sich alle Mühe um ihr körperliches Wohlergehen. Herr Dr. Krisch hat die Flüchtlinge öfter besucht, am laufenden gehalten und mit Lebensmitteln zusätzlich versorgt. Am 1. Mai 1945 wurde Herr Dr. Krisch durch einen Freund gewarnt, da ein Beamter der Gestapo bei der Schutzpolizei in Gmünd vorgesprochen hatte und sich nach der Wohnung und dem Verbleib des Herrn Dr. Krisch erkundigt hat. Dr. Krisch zog es vor in diesen kritischen Tagen, eine Bekanntschaft mit der Gestapo zu vermeiden und hielt sich eine knappe Woche verborgen, bis die Gestapo wegen des beginnenden Zerfalles, nicht mehr arbeitsfähig war. Am 7. Mai 1945 holten Herr Dr. Lanc und Herr Dr. Krisch Herrn Dr. Fisch und Frau Blau nach Gmünd in ihre Wohnungen, wo die Flüchtlinge den russischen Einmarsch abwarteten. Herr Dr. Ujhelly verblieb bei Herrn Weißensteiner in Hoheneich.

Hinzuzufügen wäre noch, dass von dem Judentransport am 18. April 45, welcher von Gmünd mit dem Bestimmungsort Theresienstadt abging, niemand in Theresienstadt angekommen sein soll, wie ein jüdischer Flüchtling aus Theresienstadt in Gmünd vor einigen Tagen berichtete.

Gmünd, den 22. Mai 1945. :

Diese Niederschrift wurde am 23. Mai 1945 in Anwesenheit des Herrn Oberbürgermeister Fuchs in Gmünd auf dem Gemeindeamte von den drei eingangs erwähnten Personen unterzeichnet und in einer Abschrift beim Herrn Oberbürgermeister zu treuen Händen hinterlegt;

Arthur Lanc

Bericht

über die sanitären Verhältnisse im Judenlager in Gmünd im Zusammenhang mit dem Volksgerichtsprozess gegen den Kreisleiter.

Am ersten Weihnachtsfeiertag 1944 früh wurde ich von der Polizei Gmünd verständigt, dass am 23.12.1944 ein großer Judentransport im Getreidespeicher in Gmünd II untergebracht worden sei und dort unglaubliche sanitäre Missstände herrschen sollten. Es seien bereits einige Juden gestorben. Ich fuhr sofort per Rad zum bezeichneten Ort und fand folgende Situation:

Der Getreidespeicher ist ein schätzungsweise etwa 80 m langer, 20 m breiter und gegen 5 m hoher Holzbau mit einfachen Wänden und 2 Riesentoren. Der Fußboden besteht aus Beton. Vor den offenen Toren standen 2 Koks-eisenöfen, die ursprünglich im Raum untergebracht waren, wegen der starken Rauchentwicklung aber im Freien aufgestellt werden mussten. Bei einer Außentemperatur von etwa Minus 10 Graden waren nun etwa 1.700 Juden in dem Riesenraum untergebracht. Sie lagen auf dem Betonboden zum Teil ohne Unterlage, zum Teil auf einer stellenweise vorhandenen dünnen Lage Stroh. Der leitende Jupo (Judenpolizist) rief den leitenden Arzt Dr. Nikolaus Darvas (aus Budapest), mit dem ich mich rasch in dem Sinne verständigt hatte, dass ich gewillt sei, ihnen, soweit es in meiner Macht stehe, zu helfen. Als er mich durch das Lager führen wollte, um mir stichprobenweise die krassesten Fälle zu zeigen, waren wir im Nu von hunderten dieser Armen umringt, die gesehen hatten, dass ich ihm ein kleines Lebensmittelpaket übergeben hatte, und riefen mir nun mit aufgehobenen Händen all ihr Leid zu, das sie zu Boden drückte. Die meisten flehten um Spitalsunterkunft für sich oder einen Angehörigen, viele um Medikamente, fast alle um Essen. Was ich in diesen 2 Stunden und meinen folgenden Besuchen sah, war in einem solchen Maße erschütternd, dass ich in den folgenden 2 Monaten, während das Lager in Gmünd untergebracht war, des Nachts oft und oft keinen Schlaf finden konnte.

Etwa 200 – 300 Personen hatten schwerste Erfrierungen an den Händen und Füßen. Die Füße meistens bis zum Sprunggelenk blau-schwarz verfärbt, notdürftig in Fetzen gehüllt, da sie Schuhe wegen der mächtigen Schwellungen und Entzündungen nicht mehr vertrugen. Zu dem litten fast alle Insassen an schwersten Durchfällen aller Grade, bis zu blutigen Stühlen. Diejenigen mit den schwersten Erfrierungen, die überhaupt keinen Schritt mehr gehen konnten, mussten ihre häufigen Stühle an Ort und Stelle absetzen. Der größte Teil der Juden war hochgradig abgemagert. Seit einigen Tagen hatten sie auf der Fahrt hierher überhaupt nichts und in den letzten 1 1/2 Tagen in Gmünd meines Erinnerns erst eine Portion Kaffee und eine Schnitte Brot erhalten, Alle waren entsetzlich verlaust. Es fehlte an jeglichen Medikamenten und Desinfektionsmitteln. Zahlreiche dieser Unglücklichen standen um den seitlich des Speichers vorhandenen Brunnen und wuschen in der eisigen Kälte mit nacktem Oberkörper ihr einziges Hemd, um es schmutz- und läusefrei zu bekommen. Die Meisten jedoch waren nicht mehr im Stande zu stehen und streckten nur wimmernd ihre erfrorenen Glieder entgegen, mit der flehenden Bitte um Spitalweisung. Viele lagen bereits apathisch oder in Agonie. An einer Stelle lagen etwa 5 Leichen, die nachts verstorben waren. Ich versprach dem leitenden Arzt Hilfe, soweit es in meiner Macht stand. Mein erster Weg vom Lager weg führte zum Kreisleiter, dem ich die entsetzlichen Zustände schilderte, doch fand ich bei ihm keinerlei Verständnis. Er erklärte mir, dass er sich selbst überzeugen konnte, wie tierisch diese Juden seien. Als der Transport angekommen sei, wären so und so viele Juden auf den Leichen anderer, die am Boden des Waggons lagen (ich glaube er sprach von 17 Leichen) daraufgelegen. Ferner hätten die Deportierten vom Hauptbahnhof einen Wagen mit Stroh in ihr Lager mitzuführen gehabt. Diese "faulen Schweine" hätten knapp vor dem Getreidespeicher den Wagen stehen gelassen und sich nicht mehr um ihn gekümmert. Ferner erzählte er: als sie zum Speicher gekommen waren, hätten diese "Tiere" sich derart hineingedrängt, dass der Eingang verstopft wurde. Er

hätte daraufhin eine Holzlatte genommen und über die Hintersten hinweg auf die Köpfe der Vorderen eingeschlagen, wodurch sofort die Passage frei wurde.

Immerhin gelang es mir, Einiges zu erreichen, wohl durch den Umstand, dass ich der behandelnde Arzt in der Familie des Kreisleiters war, während er selbst sich von anderen Ärzten behandeln ließ. Der Kreisleiter gestand mir schließlich zu, 2 Fuhren Stroh zu verschaffen und eine bessere Kostzuteilung zu veranlassen. Bezüglich der von mir verlangten Medikamente werde er den NSV Kreisamtsleiter B., der nach dem Russeneinmarsch sodann Selbstmord verübte, eine entsprechende Anweisung geben; ich sollte diesbezüglich mit Letzterem verhandeln. Die 2 Fuhren Stroh wurden tatsächlich geliefert, was aber auch nicht annähernd reichte, die Riesenfläche des Betonfußbodens auch nur annähernd mit einer dünnen Lage Stroh zu bedecken. In der Folge verhandelte ich über die notwendigen Zuweisungen für das Judenlager hauptsächlich mit B. Bezüglich der Medikamente gelang es nach oftmaligen Urgenzen etwa nach 14 Tagen, 3 000 Tabletten Aspirinersatz als Schmerzstillungsmittel, von B. zugestanden, zu erhalten.

Eine Besserung der Kost trat zwar auch ein, langte aber nicht annähernd, da die tatsächliche Verabreichung stets weit unter den mir zugestandenen Mengen lagen und die Juden unter ständigem Hunger litten. Zuwendungen aus meinen Privatmedikamentenbeständen konnten naturgemäß in Anbetracht des riesigen Bedarfes diesen auch nicht annähernd decken, und betrafen hauptsächlich Tierkohle, Herzmittel, Desinfektionsmittel und dgl. Das gleiche gilt auch für meine regelmäßigen Lebensmittelzusendungen, vermehrt durch Spenden, die im engsten Bekanntenkreise gesammelt werden konnten.

Bezeichnend in der Judenangelegenheit war auch das Verhalten des Gauärztführers Dr. E., den ich wiederholt anzurufen versuchte, weil ich ihm, ebenso wie dem Kreisleiter, gegenüber den Standpunkt vertreten wollte, dass die zahlreichen unbehandelten Ruhrfälle eine sanitäre Gefahr für die Bevölkerung bedeute. Es war mir nie möglich ihn zu erreichen, weder im Amt noch in seiner Wohnung. Hingegen ließ er mir durch den Kreisleiter sagen, er halte diese Fälle nicht für Ruhr. Dass der Kreisleiter nicht gewillt war, seine Einstellung einer Revision zu unterziehen, ging aus folgendem hervor: Bei einer meiner Vorsprachen erzählte er mir, er wäre mit auswärtigen höheren Parteifunktionären im Lager gewesen und hätte eine Szene beobachtet, wie eines dieser "Schweine" sich um seine Achse gewälzt hätte, seine Hose heruntergezogen hätte und seine Notdurft verrichtet habe um sich sodann wieder auf seinen Platz zurückzuwälzen. Ich klärte ihn auf, dass es sich sicherlich um einen jener gehandelt habe, der wegen seiner Erfrierungen der Füße auch nicht nur einen Schritt zu gehen im Stande gewesen sei. Einige Zeit später fand in Gmünd I eine Versammlung statt, an der ich teilnahm in der der Kreisleiter trotz meiner Aufklärung obige Szene neuerdings wortgetreu wiedererzählte. In dieser Versammlung teilte er auch mit, dass er die freudige Mitteilung machen könne, dass bereits 500 Juden weniger wären und er nur bedauere, dass ihre Anzahl sich nicht noch stärker verringert habe. Des Weiteren müsse er die hiesige Bevölkerung rügen, weil sie bettelnden Juden Lebensmittel gebe. Er würde sich freuen, wenn er höre, dass diese Juden mit einem Tritt fortgejagt werden, da sie aus jenen Judenviertel Budapests stammten, in dem aus den Fenstern siedendes Öl auf unsere Truppen gegossen worden sei.

Die Zustände im Judenlager waren in sanitärer Hinsicht immer unhaltbarer geworden. Die Verlausung war, da die Menschen sich wegen der Kälte eng aneinander drängen mussten, furchtbar geworden. Infolge des Umstandes, dass nur wenige körperlich kräftig genug waren, um sich bis zu den Latrinengräben zu schleppen, war der ganze Platz vor dem Lager mit größtenteils infektiösem menschlichem Kot übersät und verbreitete einen scheußlichen Gestank. Die Zahl der täglichen Todesfälle stieg immer höher an und erreichte am 9. 2. die Zahl von 38. Der leitende Arzt nannte mir oftmals von den jeweils des Nachts Verstorbenen manchen Namen, der einst in ihrer Heimat den besten Klang hatte. Unter anderem einen Staatsschauspieler, einer der größten von Ungarn, ferner Ärzte, Ingenieure, Wirtschaftsführer und dergleichen. Die Maßregeln wurden ebenfalls von Lukas mit der Zeit immer mehr verschärft. Die Lagerinsassen, die zwecks Nahrungsbeschaffung außerhalb des Lagerbereiches angetroffen worden waren, wurden über Nacht im Freien an einen Pfosten gebunden. Die Bewachung war neben Volkssturmläuten auch fanatischen H-J-Buben anvertraut, von denen einer einen Juden, den er zum Aufstehen aufgefordert hatte und der dem Befehl nicht nachgekommen war,

einfach über den Haufen schoss. Schwere Misshandlungen kamen ebenfalls vor, wobei einem der Gemaßregelten ein Arm gebrochen wurde.

Nun noch einige Zahlen über die Verstorbenen, die ich mir anlässlich der Abfassung dieses Berichtes aus den erhalten gebliebenen Protokollen der Stadt Gmünds herauschrieb, wobei zu erwähnen ist, dass mir die Protokolle vom 23. bis 31.12.1944 fehlten, meine Zahlen demnach nur für die Zeit vom 1.1.1945 bis 16.2.1945, dem Tage des Abtransportes Geltung haben.

Die Diagnosen stammen von dem leitenden Judenarzt. In diesen 46 Tagen starben 446 Juden, also durchschnittlich 10 pro Tag. Die niedrigste Zahl weist der 7.2. mit 3 Todesfällen, die höchste der 9.2. mit 38 Todesfällen auf. Von ihnen waren 364 Männer und 82 Frauen. Bei 218 ist als Todesursache Marasmus, Defatigatio, also Erschöpfung angeführt. Bei 148 Colitis, Entrocolitis, also Darmentzündung, bei 42 Myodegeneratiocordies d.i. Versagen des Herzens. Auffallend ist, dass Erfrierungen nur in zwei Fällen vermerkt sind, obwohl es wohl 200 – 300 gewesen sein mögen, die an den Folgen der Erfrierung gestorben sind. Offenbar scheuten sich die beiden jüdischen Ärzte, diese Diagnose einzusetzen. Als "erschossen" wurde ein Fall notiert.

Von den Altersstufen der Verstorbenen waren:

15 Jahre: 1, 17 Jahre: 3, 18 Jahre: 3,
20–29 Jahre: 13, 30–39 Jahre: 29, 40–49 Jahre: 107
50–59 Jahre: 179, über 60 Jahre: 112.

Zum Schluss noch ein Wort über den leitenden Arzt Dr. Nikolaus Darvas, der in seiner Heimat ein führender pharmazeutischer Forscher war. Seinem dringendsten Wunsch, ihn vom Lager weg und zur Betreuung einer jüdischen Arbeitskolonne zu bringen, misslang, da Juden das Lager nur als Leichen verlassen durften, da die Insassen nicht quarantänisiert waren. Meine oftmaligen dringenden Vorstellungen, sich am Tage des Abtransportes von mir zur Flucht verhelfen und sich bis zum Zusammenbruche in einem schon vorbereiteten Versteck verbergen und verpflegen zu lassen, lehnte er aus Angst vor dem Ertappt werden ab. Er wurde daher am 16.2.1945 mit seinen anderen Schicksalsgenossen in das KZ-Theresienstadt abtransportiert. Gerne wurde hingegen mein Angebot von drei anderen Juden angenommen, einem Arzt, einem Rechtsanwalt und einer Krankenpflegerin, die dadurch ihrem höchst ungewissen Schicksal entgehen konnten.

Gmünd, am 2.2.1946

Dr. Artur Lanc, Bezirksarzt und Bezirksobmann
der Ärztekammer für Niederösterreich

Arthur Lanc

DAS SCHICKSAL DER UNGARISCHEN JUDEN IN GMÜND 1944/45

Anlässlich einer Ehrung von Herrn Hofrat Dr. Artur Lanc (1907-1995) durch den ungarischen KZ-Verband im Jahr 1971 baten ihn seine Kinder um einen Bericht über seine Erlebnisse. Er begann diesen mit einer allgemeinen Schilderung der Judenverfolgung, die hier weggelassen wurde.

Das also war die Situation [...] als im Frühsommer 1944 ein Judentransport aus Ungarn in Gmünd für die Kartoffel-AG eintraf. Eines Tages erschien in meiner Ordination ein älterer Mann mit dem Davidstern an der Brust und bat um eine kurze Unterredung. Ich nahm ihn vor, um den Patienten nicht ein Zusammensein mit einem Juden „zuzumuten“. „Herr Oberarzt“, stellte er sich vor, „ich bin Dr. Lipot Fisch, der Lagerarzt. Ich habe einen Patienten mit einem Schlaganfall. Darf ich Sie bitten, mir eine Venenpunktionsnadel zu borgen?“ Ich gab ihm die Hand und die Nadel und fragte ihn, wie ich ihm sonst behilflich sein könne. Verwirrt und glücklich, nach all dem Bisherigen als Mensch und Kollege angesprochen zu werden, bat er um eine Zigarette. Ich holte ihm davon, was ich in der Wohnung hatte und beauftragte ihn – es war gerade Freitag –, jeden Freitag abends, nach Arbeitsschluss, mir einen Gesundheitsbericht über die Lagerinsassen zu erstatten. Er hatte für die Kranken eine Baracke hinter dem Krankenhaus, die heute noch als Materiallager steht. An diesen Freitagabenden saßen wir zu dritt beisammen, Mutti brachte alles Gute, was damals im vorletzten Kriegsjahr noch aufzutreiben war, einmal auch sogar Schnitzel, und er erzählte seine Geschichte; eine interessante Geschichte: Im Ersten Weltkrieg war er eingerückt und wohnte in einer Baracke zusammen mit einem gewissen Bela Kun, einem Mann, dessen Name als der „Bluthund von Budapest“ in die Geschichte eingegangen ist. Als der I. Weltkrieg zusammengebrochen war, errichtete er die berühmte Räterediktatur in Ungarn. Er erinnerte sich seines Zimmerkameraden aus dem Krieg und rief ihn an: „Lipot, ich brauche einen Gesundheitsminister. Ich ernenne dich hiermit zum Kommissar für Volksgesundheit.“ Dr. Fisch hatte aber 14 Tage vorher geheiratet und sagte: „Schau Bela, ich will doch auch etwas haben von meiner Frau, gib mir einen leichteren Posten.“ „Gut,“ sagte Kun, „ich ernenne dich zum Kommissar des ungarischen Roten Kreuzes.“ [...] Dr. Fisch zog sich nachher wieder in seine Heimatstadt im südlichen Ungarn, Kiskunfelegyhaza, als praktischer Arzt zurück, wo er bis 1944 tätig war. Ein Zeichen, dass er sich damals anständig verhalten hatte. Dann wurde er als alter Mann mit Angina pectoris als Jude verhaftet und musste die Tragik seiner „Rasse“ am eigenen Leibe miterleben.

An diesen Abenden erörterten wir alles, was seinen Schicksalsgenossen helfen konnte. Schließlich waren wir uns menschlich so nahe gekommen, dass ich ihm das Du-Wort antrug. Eine Bitte habe ich ihm wirklich erst nach langen Bitten und großen Gewissensbissen bis zum Ende des Krieges erfüllen können. Ihr kennt wahrscheinlich alle dieses Familienfoto, wo Mutti, Evi und ich und auf Muttis Schoß der damals kleine Elmar zu sehen sind. Dieses bettelte er mir ab, mit einer Widmung obendrein und beteuerte, es unter das Futter seines Rockes einzunähen, damit er, sollte er doch einmal das Ende des Krieges miterleben, es seiner Familie und den Enkelkindern Iv und Karoly zeigen könne, als das Bild seiner Wohltäter in der schwersten Zeit seines Lebens. Übrigens hat er nach seiner Rückkehr in die Heimat vor der ungarischen Ärzteschaft in Budapest einen Vortrag über das Schicksal der deportierten Ungarn gehalten und dieses Foto von Hand zu Hand herumgehen lassen. Daraufhin hat mir der Präsident der ungarischen Ärztekammer in einem Brief herzlich für alles gedankt. Nun, was war dieses „Alles“, das ich damals für diese Leute getan habe; übrigens gemeinsam mit Mutti

*Der Beitrag wurde erstmals 1984 veröffentlicht: Friedrich Polleroß (Hg.) Kämtal-Studien 4 (1984) S. 197-210. – Für Hinweise und Unterstützung sei Frau Dr. Elga Lanc (Wien) herzlich gedankt.

Sie war mit allem einverstanden gewesen, was vom Standpunkt der Vernunft als Wahnsinn zu bezeichnen war, was man wirklich nur aus dem Herzen heraus tun und bejahen konnte. Zunächst halfen wir mit Kleidern, Lebensmitteln und Medikamenten. Mutti gab z. E. die ganz neue Säuglings- und Kleinkinderwäsche von Elga einer schwangeren Frau, mit einem Steckkissen, das ein Prachtstück war. Diese Frau hätte kein einziges Wäschestück gehabt. Sie schrieb einen rührenden Dankesbrief. (Siehe Dankesbrief Magda Adler)

Unterdessen waren aber die Abende bei uns aufgefallen, und Dr. Fisch bekam ebenso wie seine Landsleute Ausgehverbot. Er sollte mir telefonisch den Gesundheitsbericht erstatten. Für ihn war das natürlich bitter. Als Amtsarzt nahm ich aber die Gelegenheit wahr, im Rahmen von Krankenhausüberprüfungen auch die Krankenbaracke der Juden zu visitieren und so den Kontakt mit dem Kollegen aufrecht zu erhalten.

Inzwischen war es jedoch Spätherbst 1944 geworden, und für nüchterne Beobachter, überdies solche, die sich getrauten, ganz geheim Auslandssender zu hören, zeichnete sich das Ende des Krieges bereits am Horizont ab. Die fuhrergläubigen Nazis aber vertrauten fest auf die sagenhafte „Wunderwaffe“, mit der der Führer in der höchsten Not die Feinde vernichten würde. Bezeichnend ein Gespräch, das ich mit dem Kreisamtsleiter für Volkswohlfahrt (NSV) wenige Tage vor Kriegsende hatte, als die Russen schon in Wien eingedrungen waren und ihr Eindringen in Gmünd stündlich erwartet wurde. Er hatte sich in Hoheneich im Mutter-Kindheim, dessen ärztliche Leitung ich hatte, verabschiedet. Anschließend sagte er mir persönlich, dass er sich in dem Augenblick, indem die ersten Russen in sein Haus in der Walterstraße (Zwettlervilla) eindringen würden, erschießen werde. Da es aber bis zu diesem Augenblick noch immer tödlich war, Zweifel am Endsieg zu äußern, gab er mir die Erklärung, dass durch Sabotage ein wichtiger kleiner Bestandteil der Wunderwaffe nicht zur Verfügung stehe, sodass die geniale Konzeption des Führers gescheitert sei. Tatsächlich hatte Binder, als die Russen an seiner Tür pochten, aber nicht, um ihn zu verhaften, weil sie ja noch nichts von ihm wussten, sondern um zu plündern, durch einen Kopfschuss seinem Leben ein Ende gemacht. – Aber wieder chronologisch zurück:

Es bestand der Befehl, wenn sich die Fronten unseren Grenzen nähern sollten, alle vereinzelt Judengruppen, die noch existierten, in Konzentrationslager zur Vernichtung zu überstellen. Mit dem damaligen Amtstierarzt Dr. Krisch, der zwar keinen der Juden kannte, aber für seine Person eine Tat setzen wollte, die ihn beim Zusammenbruch als Nazi-gegner, der er auch war, legitimieren sollte, besprach ich die Lage. Dr. Fisch sollte sich noch zwei Landsleute aussuchen können, die wir zu retten versuchen wollten.

Vom Arbeitsamt war mir versichert worden, dass ich vom Abtransport der Juden am Vortag verständigt werden würde. Unser Plan war nun folgender: Ich würde mittels des Stichwortes „Varicellen“ (Feuchtblattern) Dr. Fisch verständigen, und in der folgenden Nacht mussten sich die drei – es waren noch Frau Blau aus Jugoslawien, die im Lager Dienst als Krankenpflegerin machte und ein Rechtsanwalt aus Ödenburg, Dr. Georg von Ujhely –, diese drei also mussten durch ein kleines Hintertür in der Kartoffel AG bzw. in der Umzäunung des riesigen Areals, das offenbar durch Schlamperei meist unversperrt blieb – weil sich Angestellte, die hinter diesem Areal wohnten, dadurch einen großen Umweg ersparten –, entweichen. Dann mussten sie allerdings über eine freie Wiese laufen und in einem anschließenden Jungwald an der Straße nach Albrechts sich versteckt halten, wo sie von Dr. Krisch in sein Auto aufgenommen werden sollten. Mit dem braven, aufrechten Gerbermeister Weißensteiner in Hoheneich war vereinbart worden, dass im Dachboden eines abseitigen Nebengebäudes die drei die Wochen oder wenigen Monate bis zum Kriegsende sich versteckt halten könnten, wobei Dr. Krisch als Amtstierarzt noch am besten in der Lage war, die nötigsten Lebensmittel zu beschaffen.

Unterdessen war jedoch eine Dramatisierung der Situation eingetreten. Am Morgen des 23. Dezember erhielt ich die Nachricht, dass ein großer Transport ungarischer Juden in Gmünd eingetroffen sei und im Getreidespeicher hinter dem Finanzamt untergebracht wurde. Ich eilte hin und musste eine Situation erleben, die ich nie vergessen werde können. Bei tiefen Minusgraden lagen dort in dem riesigen Raum auf schütterster Strohlage 1700 Menschen in mangelhafter Bekleidung. In der Mitte der Längsseite war ein großes Tor, in dem die Wachmannschaft postiert war. Ein einziger großer Koksofen befand sich in diesem riesigen Raum. Als leitender Arzt stellte sich ein gewisser Dr. Darvas vor,

ehemals Angestellter einer pharmazeutischen Firma. Er führte mich durch die Reihen. Alle litten an Ruhr, waren zu Skeletten abgemagert und fast alle waren so geschwächt, dass sie die seitlich des Lagers angelegte Latrine nicht erreichen konnten. Alle Augenblicke drehten sie sich um ihre Längsachse, streiften die Hosen hinunter und setzten ihre Stühle ab bzw. das Stuhlwasser. Auf diesem Rundgang nannte mir der Arzt einzelne bekannte Namen: Wissenschaftler, Opernsänger, Angehörige aller akademischer Berufe und führende Leute des politischen und Wirtschaftslebens.

Mein erster Weg führte mich zum Leiter der NSV. Nach langen, dringenden Vorstellungen, dass durch die Schuhe der Wachmannschaften eine allgemeine Epidemie ausbrechen könnte, erhielt ich die Zusage für einen Waggon Stroh. Da dieses sehr leicht und sperrig ist, war auch das nicht all zu viel. Die Wünsche des Arztes beschränkten sich auf Medikamente und Desinfektionsmittel. Was ich an Darmsulfonamiden oder Tierkohle und Desinfektionsmitteln auftreiben konnte, war natürlich viel zu wenig. Was bedeuten 100 Tabletten oder 11 Desinfektionsmittel für 1700 Menschen. Zuhause wurde die gesamte Weihnachtsbäckerei von Mutti in ein Päckchen gepackt, und ich ließ dieses, da ja alle Augen der Wachmannschaft auf mich gerichtet waren, bei irgendjemandem fallen. Natürlich waren solche Leckerbissen für die armen Ruhrkranken viel zu schwer und ihre Nahrung – Rübenwasser und eine Schnitte Brot – wahrscheinlich für sie sogar bekömmlicher. Erschütternd bleibt in meiner Erinnerung eine Szene: Eine Gruppe von etwa 15-20 jungen Mädchen, die sich in einer Ecke zusammengedrängt hatten, um nicht auch an Ruhr zu erkranken, boten sich mir dringend immer wieder als vollkommen gesund und arbeitsfähig an und konnten nicht verstehen, dass man im Krieg auf Arbeitskräfte verzichten konnte. Das Herz tat mir sehr weh, diese hübschen jungen Mädchen dem Tod nicht entreißen zu können. Bei einem versuchte ich es, leider vergeblich, bei Dr. Darvas. Ich sagte ihm, dass bereits in kürzester Zeit die Überlebenden des Lagers in das Konzentrationslager abtransportiert würden, wo der sichere Tod auf sie warte. Aber immer wieder sagte er: „Ich getraue mich nicht“. Nachdem Kriege schrieb ich seinem Bruder, von dem er mir erzählt hatte, ob sein Bruder zurückgekehrt sei. „Nein“. Er hätte mir glauben sollen.

Vielen von denen, die ich in ihrem Kote wälzen sah, blieb aber das Schicksal des Transportes, der Vergasung und sonstiges Leiden erspart. Denn täglich wurden 10-15 dieser nur mit Haut überzogenen Skelette nackt, in den unmöglichsten Stellungen auf Hand- oder offene Pferdewagen geworfen und zum Friedhof in Gmünd III geführt und dort oberflächlich verscharrt. Einige Monate später – die Russen waren schon längst da –, begann es dort fürchterlich zu stinken. Exhumierung und tiefere Verscharrung.

In diesen Tagen des Judenlagers fand im Kinosaal eine Versammlung statt, bei der Kreisleiter Lukas sich rühmte: „Ich kann ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, dass von den 1700 Untermenschen, die wir zu ertragen haben, bereits 370 weniger existieren. Auch dieses Problem wird bald gelöst sein.“ – Als nach dem Kriege sich Lukas für diese und andere Missetaten vor einem Gericht für Kriegsverbrechen in der Rossauerkaserne in Wien zu verantworten hatte, war ich als Kronzeuge geladen. Bereits vorher waren in allen Zeitungen meine Aussagen festgehalten worden. Vor der Verhandlung hatte mich die Frau des Kreisleiters, bei der und deren Kindern – nicht aber bei ihm – ich behandelnder Arzt gewesen war, angefleht, aus Rücksicht auf das Vertrauen, das sie zu mir gehabt habe, ihren Mann zu schonen. Nach viel Überwindung – ich weiß auch nicht mit Sicherheit, ob ich richtig gehandelt habe – schwächte ich meine Aussagen ab, sagte u. a. über Befragen, dass ich sonst von Lukas keine antisemitischen Äußerungen gehört habe. Was meint ihr, Kinder dazu? Dieser teilweise Rückzieher wurde mir von der gesamten Tagespresse sehr verübelt.

Unterdessen waren längst die täglichen Siegesfanfaren mit der bekannten Lisztmelodie – vom Polenfeldzug 1939, Frankreich 1940, den Siegen Rommels, des genialen Wüstenfuchses in Nordafrika, Norwegen, Jugoslawien und den ersten Monaten in Russland mit dem Vorwärtsstürmen bis Moskau, der Flaggenhissung auf dem Elbrus – längst waren diese Siegesfanfaren verstummt, und Stalingrad wurde die größte und mutwilligste Katastrophe irgend eines Krieges, wo entgegen allen eindringlichen Vorstellungen aller Militärs der Rückzug verboten wurde und Hunderttausende einen schrecklichen Tod sterben mussten. Unsere Armeen, die außer England, Schweden und der Schweiz fast ganz Europa bis an die Wolga erobert hatten, waren bereits unter den schrecklichsten Verlusten über die Reichsgrenzen zurückgetrieben worden. Und im Jänner 1945 begann die letzte große Offensive der Russen, der auch Euer Onkel Theo im Warka-Brückenkopf zum Opfer fiel. Die deutschen Städte lagen längst in Schutt und Asche.

Und dann, an einem frühen Märztag 1945, war unsere Stunde gekommen. Als ich, wie vorhergesehen, am Vortag den Termin des Abtransportes erfahren hatte, war ich in das Krankenhaus gefahren, wo sich gerade der Parteibeauftragte für das Krankenhaus, der SA-Führer Dentist Josef Schälss befand und mich auf meinem Inspektionsgang durch das Krankenhaus begleitete. In seiner Gegenwart richtete ich in der Judenbaracke an Dr. Fisch die beiläufig gestellte Frage, wie es dem Varicellenfall gehe. Dr. Fisch wurde blass vor Aufregung, was Schälss Gott sei Dank nicht bemerkte. Aber für uns alle, die den Plan ausgeheckt hatten und ihn durchführen mussten, waren dieser Tag und die folgende Nacht im höchsten Maße unruhig. Wird alles gelingen oder wird das Schicksal uns alle Beteiligten, aber vor allem mich und meine Familie, Euch drei Kinder im Alter von 5, 4 und 1 Jahr vernichten?

Um etwa ½ 6 Uhr früh läutete bei uns das Telefon. Zu meinem Entsetzen vernahm ich die Stimme Dr. Fischs. Es hatte also nicht geklappt. „Bitte, kann ich Sie sprechen?“ „Von wo rufen Sie an?“ „Vom Bahnhof,“ – kurze Überlegung. Die Flucht war also erfolgt. Sonst hätte er nicht anrufen können, jedoch die Abholung misslungen, da sie ja bereits abends in das Versteck hätten gebracht werden müssen und der Abtransport zu diesem Zeitpunkt hätte in Gang sein müssen. Wenn ich jetzt mit ihm gesehen werde, ohne ihn der SS zu übergeben, bin ich verloren. Trotzdem sagte ich, er solle auf das Gesundheitsamt kommen. Dort angelangt, rang er die Hände. „Rette uns, sonst sind wir verloren“. Kurzer Anruf bei Dr. Krisch, wieso das kommen konnte. Es war so: Aus Angst waren die drei etwas zu tief in den Jungwald hineingekrochen, und aus Vorsicht hatte Dr. Krisch aus dem natürlich verdunkelten Auto nur ein kurzes Hupsignal gegeben. Als niemand kam, war er nach Hause gefahren. Die drei hatten die ganze Nacht vor Angst und Kälte durchzittert und um 5 Uhr früh hatte sich Dr. Fisch auf den Weg zum Bahnhof gewagt. Ich vereinbarte mit Dr. Krisch, er solle die zwei zunächst nach Albrechts zu dem ebenfalls tapferen, aufrechten Oberförster Christ bringen, und ich werde mit Fisch nachkommen. Aber wie, ohne gesehen zu werden? Denn meine Garage befand sich im Gasthof Zwettler in der Hamerlinggasse, Ecke Bahnhofstraße. Ich beauftragte Dr. Fisch, die Bahnhofstraße hinaufzugehen, ich würde ihn ohne zu grüßen überholen, den Rollbalken der Garage öffnen und er solle wortlos in ihr einsteigen. So geschah es. Ich fuhr mit ihm nach Albrechts und Dr. Krisch dann auf Seitenwegen mit den dreien nach Hoheneich. Es ist eines der unbegreiflichsten Vorkommnisse in meinem Leben, dass zunächst Dr. Fisch von niemandem gesehen wurde: Auf dem Weg vom Albrechtser Jungwald zum Bahnhof, dann zum Gesundheitsamt und dann wir beide auf dem Weg zur Garage. Das Öffnen des Rollbalkens und Anstarten des Autos hätte doch um sieben Uhr früh, bei der Benzinknappheit, in der schmalen Hamerlinggasse unbedingt aus den gegenüberliegenden Fenstern Neugierige aufmerksam machen müssen, und dann auf dem Wege aus der Garage am Bahnhof vorbei vier Kilometer nach Albrechts. Dabei war doch um diese Zeit beim Abtransport der Juden durch die SS wegen des Fehlens der drei bereits der Teufel los. Der SA-Kommandant Schälss tobte: „Das war doch sicher der Dr. Lanc. Die sind immer beisammen gesteckt. Aber wenn ich die erwische, knalle ich sie beide nieder.“ Aber es hatte wirklich niemand etwas gesehen. Damals, Ende Februar, glaubten die Naiven noch immer an den Sieg (Wunderwaffe!). Niemand von denen hatte uns gesehen, da wir sonst sofort angezeigt worden wären oder man aber spätestens nach Kriegsende deshalb bei mir zwecks Schutzes vorgesprochen hätte. Aber auch von den Gutgesinnten niemand, weil auch die spätestens, als die Russen kamen, sich für ihr wohlwollendes Verhalten Schutz vor den Besatzungsschrecken erbeten hätten.

Es kam dann die Bombardierung Gmünds am 23. März 1945 mit den 170 Toten, wo ich im Bombenhagel hinaus nach Gmünd III zum Bahnhof in meinem Auto fuhr, immer wieder, wenn eine Bombenserie von einer neuen Fliegerstaffel herabsauste, mich in den Straßengraben werfend. Im Gelände des großen Reichsbahnausbesserungswerkes und Bahnhofes ließ ich dann die schrecklich Verstümmelten, denen nicht mehr zu helfen gewesen war, an diesem heißen Märztag in die Kirche von Gmünd III bringen. Ich erinnere mich, wie ich einem der schwerst Verwundeten mit meinem Taschenmesser den Oberschenkel amputierte, weil dieser nur mehr an einem Fleisch- und Hautfetzen hing. Mutti und Tante Anni halfen mir an diesem Tage bei der Versorgung dieser meist grauenvoll zerfetzten Menschen tapfer und großartig. Als die Verwundeten, soweit sie nicht verschüttet waren, meist in den Kellern, durch die Rettungen abtransportiert waren, ordnete ich dann die Rumpfe, Köpfe und Gliedmaßen, um ein ungefähres Bild von der Anzahl der Opfer zu bekommen. Ich konnte damals etwa 120 zählen. Aber schließlich starben noch etwa 50, zusammen mit denen,

die auch begraben werden konnten.

Und es kamen die letzten Kriegstage. Hitler hatte sich schon umgebracht. Aber die zurückflutenden SS-Verbände verbreiteten wahre Schreckenstaten. In einem Walde bei Langegg mähten sie 27 bereits entlassene Soldaten nieder. Jahre später musste ich diese 27 Leichen exhumieren.

An einem dieser Kriegsende-Tage hing mein Leben kaum mehr an einem seidenen Faden, als ich, meine rot-weiß-rote Binde am Arm, Ecke Stadtplatz-Bahnhof von zwei motorisierten SS-Soldaten gestellt wurde. Sie sprangen ab und mit „Du Schwein“ legten sie die Pistole auf mich an. In diesem Bruchteil einer Sekunde erinnerte ich mich meiner zwei geladenen Revolver, die ich Naivling in einem Etui in der Gesäßtasche verwahrt hatte. Und doch rettete mir meine Geistesgegenwart das Leben:

„Schaut's, dass ihr verschwindet! Dort“ – und dabei wies ich auf das Polizeilokal, dem jetzigen Glasmuseum, vor dem sich unsere kleine, mit Gewehren ausgestattete Gruppe der Widerstandskämpfer eingefunden hatte. Sofort ließen die zwei tollkühnen Kerle von mir ab, sprangen in das requirierte Auto, sausten zu diesem improvisierten Polizeilokal und entwaffneten die ebenfalls vollkommen unvorbereiteten Männer und entführten den Kommandanten. Einer schmiss das Auto um und auch dieser Mann konnte entkommen.

Die folgende Nacht war aber von allen die kritischste. Abends hatte mir der jetzige Handelskammer-Präsident Cerny eine dringende Nachricht zukommen lassen. Einer durchziehenden SS-Truppe hatte man im Reichsarbeitsdienstlager in Gmünd II eine Liste der Widerstandskämpfer mit unser beider Namen in die Hände gespielt. Ich müsse unbedingt so wie er für die Nacht in den Wald gehen. Was sollte ich machen? Mutti mit Euch drei Kleinen der SS überlassen? Mit ihrem Prinzip der Sippenhaftung? Das konnte ich nicht. Wieder reagierte ich recht naiv. Aber wieder hatte ich Glück. Ich war im Besitz von zwei Revolvern und zwei Handgranaten. Die hatte ich in die drei Fenster des Wohn- und Kinderzimmers verteilt und glaubte, von hier aus den Kampf mit der SS aufzunehmen. Heute muss ich darüber lächeln. In der verzweifelten Lage fand ich aber keine bessere Lösung. Unser Glück war jedoch, dass die SS im Lager eine Batterie herrlichster Weine vorfand, sich vollaufen ließ und erst in früher Morgenstunde abzog. Im benachbarten Gratzen, jetzt Nove Hradý, verübten sie ein Blutbad. Am Hauptplatz in alle Fensterrahmen hängten sie die Widerstandsleute und durchsiebten sie von unten quasi als Schießbudenfiguren.

Und dann, am 9. Mai, kamen die Russen. Wieder neue Schrecken mit Vergewaltigungen von Frauen, Ausquartierung aus ganzen Wohnbezirken von Gmünd für die großen, hier lagernden Truppenverbände und Abkommandierung der Bevölkerung für Dienste in diesen Russengebäuden, Straßenkehren u. a. Aber trotzdem fühlten wir uns erlöst von dem gnadenlosen Regime der Nazis. Vor allem, naturgemäß, unsere drei ungarischen Juden. Und mit ihnen ein vierter, ein Bruder des braven Gerbermeisters, der Komponist Raimund Weißensteiner, der zum Tode verurteilt worden war, aber in diesen chaotischen letzten Wochen des Tausendjährigen Reiches fliehen konnte. Im Triumphmarsch zogen die vier direkt in unsere Wohnung. Dort setzte sich Weißensteiner an unseren Flügel und phantasierte fortissimo einen Befreiungshymnus bei wegen der Hitze offenen Fensterflügeln. Obwohl wir bangten, dass dadurch Russen angelockt werden könnten, bekamen wir über den Jubel dieser glücklichen, dem Tode verfallen gewesenen Menschen feuchte Augen.

Soweit also einige Szenen aus diesen so ereignisreichen Jahren der Naziherrschaft bzw. des letzten Kriegsjahres. Aber wieso kam es zum Aufwärmen dieser alten Geschichten? Wegen der Schrecken der ersten Zeit der Russenbesetzung und der Sorgen, die damit noch durch zehn Jahre bis zu deren Abzug bestanden, nicht zuletzt aber wegen der nur wenige Tage nach dem Judenabtransport erfolgten Bombardierung Gmünds war die Befreiungsaktion kaum in das Bewusstsein der Bevölkerung gedrungen. Und selbst sprach man ja nicht davon. Jahrzehnte später erhielt ich zu meinem Erstaunen aus dem Innenministerium einen Anruf, ob ich die Adressen der ehemaligen Lagerinsassen oder deren Angehörigen hätte. Ich sagte, dass ich einen ganzen Pack von Briefen hätte. Daraufhin sagte man mir, dass jemand vom Ministerium zu mir kommen werde. Es kam dann ein höherer Kriminalbeamter, der das KZ-Referat bearbeitete. Ich erzählte ihm obiges und auch, wie viel Briefe von verzweifelten Angehörigen dieser armen Menschen ich aus Ungarn bekommen hatte, die alle wissen wollten, ob der und jener darunter gewesen sei; vor allem auch, ob er etwa

unter den paar Hunderten der Beerdigten gewesen sei. Naturgemäß hatte ich kaum jemanden dieser beiden Gruppen, der Arbeitsgruppe und besonders dieser Gruppe von 1700 zu Weihnachten 1944 gekommenen, namentlich gekannt. Aber dann, nach wenigen Wochen, war jeder Schriftverkehr mit Ungarn abgebrochen. Niemals habe ich mehr ein Lebenszeichen von Frau Sari Blau, die sich ebenfalls wie Ujhely bereits in den allerersten, noch höchst unsicheren Wochen auf den wegen mangelnder Bahnverbindungen und Bandenwesen sehr riskanten Heimweg gemacht hatte, ein Lebenszeichen bekommen. Aber selbst Dr. Fisch hatte nur mehr zwei Briefe schreiben dürfen, wobei man in dem zweiten Brief bereits die Briefzensur als federführend fühlte. Den ganzen Briefpack gab ich dem Beamten. Unterdessen hatte der Verband der Widerstandskämpfer mit der weitaus größten sozialistischen und der kleineren ÖVP- und der kleinen KP-KZ-Gruppe auf dem Areal des Getreidespeichers in der Lagerstraße ein Denkmal für diese Naziopfer errichten lassen. Den Entwurf hatte der Schremser OSR Otto Mölzer gestaltet.

Und eines schönen Sonntags, am 24. 5.1970, war es so weit. Neben Vertretern ehemaliger Deportierter aus Ungarn und deren Angehörigen, einer Journalistin des ungarischen offiziellen Massenblattes Nepszabacsag, Erzsebet Pudler, kamen aus ganz Niederösterreich ehemalige KZ-Häftlinge und Widerstandskämpfer in 19 Autobussen der sozialistischen Verbände, einem des ÖVP-Verbandes und einer kleineren Gruppe des kommunistischen Verbandes. Als Mitglieder und gleichzeitig Ehrengäste waren die sozialistische Nationalrätin Frau Rosa Jochmann, die alte Dame der SPÖ, vom Ansehen etwa der heutigen Frau Minister Herta Firnberg entsprechend, der ehemalige Sozialminister Anton Proksch und die Staatssekretärin Frau Wondrak gekommen. Um etwa 10 Uhr 30 fand die feierliche Enthüllung des Mahnmales statt. Ein Radiosprecher verlas Briefe von Gmünder Häftlingen und deren Angehörigen an mich, dazwischen sprach eine Schauspielerin einschlägige Gedichte. Immer wieder wurde mein Name ehrend genannt, „edler Mensch“ u.a., vor allem auch von Rosa Jochmann als Festrednerin, die auch das Schicksal der jungen Jüdin beim Kartoffelschälen anführte. [...] Nachmittags waren der Landessekretär der sozialistischen Widerstandskämpfer Leo Lesjak und ich mit unseren Gattinnen Gäste der ungarischen Botschaft in Wien bei einer Jause im Hotel Botzi. Ein Botschaftsrat überreichte uns beiden je ein Bronzerelief, darstellend den Sturz des Hakenkreuzes mit einem Dankbrief des ungarischen KZ-Verbandes. Am selben Tag wurde ein Interview mit Lesjak und mir im Radio gesendet.

Von der Gmünder Öffentlichkeit wurde diese Riesenfeier zwar registriert — die Teilnehmer waren ja Gäste der Gemeinde und alle Mandatäre waren ja anwesend —, aber, ein charakteristisches Zeichen eines noch immer vorhandenen Antisemitismus, mindestens mir gegenüber, mit keinem Wort kommentiert. Die einzige Reaktion war Jahre später ein Ausspruch von Vizebürgermeister Diwoxy, dass dieses Mahnmal eigentlich ein Denkmal für mich sei.

Ein Jahr später erhielten Lesjak und ich mit unseren Frauen eine offizielle Einladung des ungarischen KZ-Verbandes für fünf Tage nach Budapest, anlässlich der Jagdweltausstellung. Zauberhafte vier Tage blieben wir. Die legendäre ungarische Gastfreundschaft bewährte sich in ungeahnter Weise. Empfangen wurden wir in einem feudalen Hotel mit einem Rosenbukett für Mutti und einem Kuvert mit 1000 Forint vom Sekretär des ungarischen KZ-Verbandes und einem ehemaligen Häftling, der kurze Zeit in Gmünd bei Heinisch und dann in Waidhofen gearbeitet hatte, Primarius Dr. István Abrányi, unserem lieben „Pista“ und seiner charmanten Gattin, der eleganten und temperamentvollen Martha, unserer „Martika“. Am Abend Nachtmahl in einem noblen Lokal hoch über Budapest, Zigeunermusik. Ein zauberhafter Blick auf das nächtliche Budapest, vergleichbar lediglich mit dem Anblick von Haifa vom Berge Karmel. Am nächsten Tag Besichtigungen. Beim Mittagessen spielte die Zigeunermusik uns zu Ehren und bei unserem Tisch Wiener-Lieder. Nachmittags offizielle Niederlegung eines Kranzes durch Lesjak und mich am Ehrenmal der Opfer des Naziregimes im jüdischen Friedhof, dann Besuch der Jagd-Weltausstellung. Abends Fahrt auf der Donau. Am nächsten Tag Fahrt zum Plattensee und mittags in dem vornehmen Haus am See, einer ehemaligen Villa des Erzherzogs Josef, Mittagessen mit der ganzen kommunistischen Prominenz und dem Ministerpräsidenten der äußeren Mongolei Zedembal. Mit ihm bin ich gleichzeitig vom Steg in das Wasser gehüpft. Am letzten Tag offizieller Empfang im Sekretariat des ungarischen KZ-Verbandes mit Überreichung von Bleikristall an Mutti, Kunstbüchern über Budapest und den Plattensee durch Botschaftsrat Novak.

Einen Tag hätten wir noch bleiben sollen, aber mein Urlaub ging schon zu Ende. Der Abschied von Budapest fiel uns

wirklich schwer, besonders aber von unseren lieben Freunden Abrányi. Und so endet diese Geschichte, die mit so grauenhaften Bildern und unfassbarer Grausamkeit menschlicher Niedertracht begonnen hatte, mit so freundlichen Bildern menschlicher Dankbarkeit.

Dr. Elga Lanc

Von den Erzählungen unserer Eltern, Dr. Arthur und Maria Lanc, über ihre Erlebnisse in der Zeit des nationalsozialistischen Regimes kannten wir vier Kinder den Hergang der Rettung der drei ungarischen Juden, denen unser Vater zur Flucht aus dem Durchgangslager in Gmünd II verholpen hatte, zu dem er als Amtsarzt Zutritt hatte. Wir waren natürlich höchst beeindruckt von seinem Mut und der Gefährlichkeit des Unterfangens, vor allem, als er – nachdem die Abholung der drei im Wald Versteckten in der Nacht nicht geglückt war – am bereits helllichten Tag einen von ihnen, Dr. Fisch, von der Bahnhofstrasse mit seinem Auto zum Treffpunkt führte.

Bei der Vorstellung, dass er dadurch nicht nur sein Leben, sondern auch unseres gefährdet hatte, fühlte ich mich im Nachhinein mit wohligem Schaudern gleichsam als Teil dieser aufregenden Rettungsaktion.

Erst als Erwachsene wurde mir klar, wie außergewöhnlich damals ein solcher Einsatz war. Und dass es auch heute, wo man durch persönlichen Einsatz nicht mehr sein Leben aus Spiel setzen müsste, viel zu wenig Zivilcourage gibt.

Die Auszeichnung unserer Eltern als „Gerechte unter den Völkern“ durch den Staat Israel im Jahr 1986 und das gemeinsame Pflanzen eines Ölbaums in Yad Vashem, gehört sicherlich zu den eindrücklichsten Momenten in unserer Familie.

Die von unserem Vater für uns Kinder niedergeschriebene Schilderung der damaligen Ereignisse ist in dem Buch „Die Erinnerung tut so weh“ Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel, Hg. Friedrich Polleross, Horn-Waidhofen/Thaya 1996, nachzulesen.

Prof. György Kármán

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Es ist mir heute eine besondere Freude mit Ihnen zusammen zu sein.

Das erste Mal bin ich am 17. Juli 1944 als deportierter Jude in Weitra angekommen. Damals war ich ein elfjähriges Kind. Meine Familie war mit mir, insgesamt sind 26 deportierte Menschen in Weitra-Schützenberg gerettet worden. So ist es möglich, dass ich, jetzt, leider schon 73-jährig, hier vor Ihnen stehe.

Die erste Danksagung dafür soll zum Allmächtigen tönen, der mir bis jetzt das Leben geschenkt hat. An zweiter Stelle richte ich mein Gebet an die Seelen von Maria und Ludwig Knapp, sicherlich, sind beide im Geiste jetzt mit uns. Drittens, sehr geehrter Herr Christian Gmeiner, recht schönen Dank für die heutige Einladung.

Was mit uns während der schrecklichen Jahre 1944-1945 in Ungarn und hier in Weitra-Schützenberg geschah, das können sie in Herrn Prof. Szabolcs Szitas und Herrn Wilhelm Romeders Büchern lesen. Alles ist so gewesen, wie es dort dokumentiert ist.

Zuerst waren wir in einem Dachraum eines Hauses in Weitra untergebracht. Wir arbeiteten in Herrn Ludwig Knapps Sägewerk in Schützenberg, zu welchem wir täglich zu Fuß gehen mussten, was die Strapazen eines zehnstündigen Arbeitstages bei schlechter Ernährung noch vergrößerte. Um die umständliche und der Arbeitsleistung abträgliche Situation zu verbessern, ließ Herr Ludwig Knapp im Oktober direkt beim Sägewerk, von den dort eingesetzten französischen Kriegsgefangenen und unter unserer Mithilfe, eine Baracke bauen. Die besseren räumlichen Bedingungen und zwei mit Sägespänen beheizbare Öfen trugen nun zu einer relativ erträglichen Lebenssituation bei, ebenso wie die Versorgung mit den allernötigsten Kleidungsstücken und Holzschuhen für den bevorstehenden Winter, die Herr Knapp beschaffen konnte. Die Verpflegung mit Lebensmitteln war äußerst mangelhaft und bestand hauptsächlich aus Erdäpfeln und Rüben, sowie einer täglichen Brotration von 50 Gramm.

Mitte April 1945 war der generelle Abzug der jüdischen Zwangsarbeiter/innen aus den Einsatzorten und ihre anschließende Deportation nach Theresienstadt geplant. Allen Anordnungen zum Trotz traf Herr Ludwig Knapp die Entscheidung, die jüdischen Familien vor der Deportation zu retten. Bei der Umsetzung dieses Vorhabens unterstützten ihn die französischen Kriegsgefangenen. Herr Knapp selbst verließ Schützenberg für einige Tage, um als für die Juden Verantwortlicher der Konfrontation mit dem Abholkommando zu entgehen.

Die Franzosen versteckten uns alle, für mich und meine Familie war ein Mann namens Roger verantwortlich. Er hätte uns in ein anderes Haus, weg von Schützenberg bringen sollen, aber die dort wohnende Familie hat uns nicht hineingelassen. Wir mussten wieder retour und haben uns in einer Hütte im Wald versteckt. Wir blieben dort über Nacht. Bei Tag kamen aber Kinder und wir hatten Angst, dass sie uns verraten könnten. Also mussten wir wieder fort. Meine Schwester, Julika, erinnert sich gut daran, dass sie damals ihren kleinen Teddybären verloren hat – sie war damals ein fünfjähriges Kind ...

In der Nacht sind wir wieder nach Schützenberg zurückgekehrt. Dort haben wir am Dachboden des Hauses, wo das Stroh für die Pferde gelagert war, 3 Wochen verbracht. Wir konnten nur sitzen, aufstehen war nicht möglich, weil es so niedrig war. Roger hat uns täglich Essen gebracht und den Kübel. Niemand hat erfahren, wo wir versteckt waren. Am 9. Mai 1945 war der Weltkrieg endlich zu Ende und wir waren frei.

Als Zeuge bin ich nicht allein. Gott sei Dank, lebt Frau Elisabeth Buchhöcker bei Ihnen in Schützenberg. Sie hat mit ihren Eltern, Maria und Ludwig Knapp, all das mitgemacht. Sie war damals, am 13. April 1945, im Sägewerksbüro und wurde telefonisch davon in Kenntnis gesetzt, dass alle Juden in Österreich am 15. April konzentriert werden sollen. Der Plan der Nazis war es, alle in ein Vernichtungslager zu bringen. Obwohl sie damals ein junges Mädchen war, half sie dabei, uns zu verstecken. Sie hat alles über uns gewusst und hatte immer Mitleid mit uns.

Herr und Frau Knapp und die französischen Kriegsgefangenen haben 26 Menschen gerettet, ist das viel oder wenig? – Ein altes hebräisches Sprichwort lautet: "Wer ein einziges Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt." Dieses Sprichwort steht auch auf der Urkunde des Yad Vaschem – Institutes, Jerusalem, welche Maria und Ludwig Knapp als "Gerechte", aus Israel erhalten haben. Als ich vor 13 Jahren zum ersten Mal in Jerusalem gewesen bin, habe ich im Archiv die Urkunde gesehen und den Baum, den Klara (ben David) dort für sie gepflanzt hat. Bei der Klagemauer konnte ich das Gebet, ein Kaddisch auf Hebräisch und ein Requiem aeternam für Maria und Ludwig Knapp beten.

Nicht nur der Staat Israel ist dankbar, auch wir, die damals in Deportation hier waren und noch leben. Namentlich außer mir: Klara ben David (damals Klara Kaufmann) und ihre Tochter Susanna, die damals 2 Jahre alt war (Haifa, Israel), Martha Fischer, damals 6 Jahre alt (Szeged, Ungarn), Frau Lili Mannheim, heute 93 Jahre alt, (Szeged, Ungarn), Frau Iván Schweitzer, geborene Julianna Kármán, meine Schwester, die damals 5 Jahre alt war (Budapest).

Meine Familie hat nach dem Krieg mit der Familie Knapp natürlich Kontakt gehalten hat. Erstens brieflich und nach der Revolution 1956 auch persönlich. Mehrere Male sind wir mit meiner Mutter in Weitra und Schützenberg gewesen, manchmal mit meiner Schwester, mit meiner Frau, oder auch allein. Mit Frau und Herrn Knapp sind wir einmal in Budapest zusammen gewesen. Unvergesslich sind die Tage, als Herr Knapp uns erzählte, wie er uns retten konnte, oder wie Maria und er, von der israelischen Botschaft in Wien die Urkunde bekommen haben.

Eine freundschaftliche Verbindung zwischen uns und Frau Elisabeth Buchhöcker, sowie zwischen Frau und Herrn Dr. Arthur Buchhöcker und ihren Kindern, dauert bis zum heutigen Tag an. Die Freundschaft zu Frau und Herrn Romeder ist nach dem Krieg entstanden. Herr Romeder ist der Neffe von Ludwig Knapp. So wurde der familiäre Kreis durch ein neues Mitglied ergänzt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich glaube, dass der heutige Tag sehr wichtig ist, nicht nur wegen uns, sondern in jeder Hinsicht. Die späteren Generationen sollen die Möglichkeit haben, zu erfahren und darüber nachzudenken, was damals geschah. Sie sollen wissen, dass es auch damals Menschen gegeben hat, die trotz allem menschlich geblieben sind.

Recht schönen Dank für ihre Aufmerksamkeit.

Texte der beiden Gedenktafeln (Lappin, Gmeiner):

Gmünd:

Zwischen Juli 1944 und April 1945 waren in Gmünd ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter/innen interniert. Die unmenschlichen Lebensbedingungen forderten hunderte Menschenleben. **Dr. Arthur und Maria Lanc** halfen mit Lebensmitteln und Medikamenten. Im April 1945 retteten sie drei Personen vor der Verschleppung ins KZ Theresienstadt.

Weitra, St.Martin:

Von Juni 1944 bis April 1945 mussten in Niederösterreich ungarische Jüdinnen und Juden unter härtesten Bedingungen Zwangsarbeit leisten. Tausende starben an Hunger, Erschöpfung und Krankheiten oder wurden ermordet. **Ludwig und Maria Knapp** aus Schützenberg behandelten die ihnen zugewiesenen 26 Zwangsarbeiter/innen nicht nur anständig, im April 1945 retteten sie diese vor der Deportation ins KZ Theresienstadt.

Texte der Urkunden (Szita)

Für besondere und herausragende **VERDIENSTE UM DIE MENSCHLICHKEIT** wird den gerechten Bewohnern Ludwig und Maria KNAPP **der Stadtgemeinde WEITRA** herzlich gedankt.

Diesen moralischen Bürgern, die den ungarischen Juden, den verfolgten, ausgebeuteten und getriebenen Mitmenschen, während der Schreckensherrschaft der Nazis in unterschiedlichster Form Hilfe geleistet haben, wird hiermit für Ihre selbstlosen Taten ein Denkmal gesetzt.

Budapest, 15.Mai 2006

Unterschrieben von:

Pensionierter Oberrabbiner Ungarns

Überlebender des Holocaust

Ung. Außenministerium

Ung. Unterrichtsministerium

Erinnerungsstiftung 1994-2004

Für besondere und herausragende **VERDIENSTE UM DIE MENSCHLICHKEIT** wird den gerechten Bewohnern Dr. Arthur und Maria Lanc **der Stadtgemeinde Gmünd** herzlich gedankt.

Diesen moralischen Bürgern, die den ungarischen Juden, den verfolgten, ausgebeuteten und getriebenen Mitmenschen, während der Schreckensherrschaft der Nazis in unterschiedlichster Form Hilfe geleistet haben, wird hiermit für Ihre selbstlosen Taten ein Denkmal gesetzt.

Budapest, 15.Mai 2006

Unterschrieben von:

Pensionierter Oberrabbiner Ungarns

Überlebender des Holocaust

Ung. Außenministerium

Ung. Unterrichtsministerium

Erinnerungsstiftung 1994-2004

Für besondere und herausragende **VERDIENSTE UM DIE MENSCHLICHKEIT** wird **Ludwig und Maria KNAPP** herzlich gedankt.

Durch Ihre Hilfe für die ausgebeuteten und verfolgten, ungarisch-jüdischen Mitmenschen haben Sie gezeigt, dass während der Schreckensherrschaft der Nazis die Humanität nicht ausgestorben ist. Deshalb wird Ihnen hiermit für Ihre selbstlosen Taten ein Denkmal gesetzt und diese Urkunde stellvertretend an Ihre Tochter Frau Elisabeth BUCHHÖCKER überreicht.

Budapest, 15.Mai 2006

Unterschrieben von:

Pensionierter Oberrabbiner Ungarns

Überlebender des Holocaust

Ung. Außenministerium

Ung. Unterrichtsministerium

Erinnerungsstiftung 1994-2004

Für besondere und herausragende **VERDIENSTE UM DIE MENSCHLICHKEIT** wird **Dr. Arthur und Maria Lanc** herzlich gedankt.

Durch Ihre Hilfe für die ausgebeuteten und verfolgten, ungarisch-jüdischen Mitmenschen haben Sie gezeigt, dass während der Schreckensherrschaft der Nazis die Humanität nicht ausgestorben ist. Deshalb wird Ihnen hiermit für Ihre selbstlosen Taten ein Denkmal gesetzt und diese Urkunde stellvertretend an Ihre Tochter Frau Dr. Elga Lanc überreicht.

Budapest, 15.Mai 2006

Unterschrieben von:

Pensionierter Oberrabbiner Ungarns

Überlebender des Holocaust

Ung. Außenministerium

Ung. Unterrichtsministerium

Erinnerungsstiftung 1994-2004

Matthias Pühringer

Die stillen Helden

„Wer ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt“. Ausgehend von diesem Gedanken wurden am 15.05.2006 im Rahmen des diesjährigen Waldviertelfestivals Bürger geehrt, die im Jahr 1945 ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, um Verfolgte zu retten. Schauplatz der feierlichen Ehrungen waren die Hauptschule Gmünd und die Volksschule Weitra. Sowohl die Bürgermeister der jeweiligen Gemeinden als auch die anwesenden Historiker gedachten in ihren Ansprachen der ungarisch-jüdischen Opfer der Todesmärsche, vor allem aber jener Menschen, die durch ihren mutigen Einsatz Leben retteten. Teil des Festaktes war neben der Überreichung von Dankesurkunden an die Nachkommen der Lebensretter durch das Holocaust-Dokumentationszentrum Budapest auch das Pflanzen von Apfelbäumen in den Schulgärten.

Nach der Okkupation Ungarns durch die deutsche Wehrmacht im März 1944 wurden in mehreren Etappen mehr als hunderttausend ungarische Juden in das Gebiet des heutigen Österreich verschleppt. Ein Teil der Deportierten wurde weiter in Konzentrationslager im Deutschen Reich verbracht, Zehntausende verblieben jedoch in Österreich, wo man sie zur Zwangsarbeit in Betrieben, auf Bauernhöfen oder beim Bau des sogenannten "Südostwalls" entlang der ungarisch-österreichischen Grenze einsetzte. Die unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, unter denen sie litten, blieben der österreichischen Zivilbevölkerung nicht verborgen. Die Reaktionen der Bürger auf dieses Leid waren allerdings unterschiedlich: Apathie, verbale Angriffe jedoch auch in manchen Fällen Hilfeleistungen und Lebensrettungen.

Beispielhaft für jene, die dem Ruf des Gewissens folgten, sind die Waldviertler Ehepaare Arthur und Maria Lanc (aus Gmünd) sowie Ludwig und Maria Knapp (aus Weitra). Sie nahmen sich dem Schicksal der Zwangsarbeiter an und unterstützten sie mit Lebensmitteln, Medikamenten und Bekleidung. Später verhalfen sie ihnen sogar zur Flucht, versteckten sie vor dem drohenden Deportationskommando und bewahrten sie so vor einer weiteren Verschleppung ins KZ Theresienstadt. Die dokumentierten Lebensgeschichten dieser beiden Ehepaare zeigen, dass sogar in Zeiten von Krieg und repressivster Tyrannei Männer und Frauen ihren moralischen Grundsätzen folgen und zugleich ihr Leben für die Rettung oftmals unbekannter Menschen aufs Spiel setzten.

Für diesen höchst menschlichen und mutigen Einsatz der beiden Waldviertler Ehepaare wurden stellvertretend an Frau Elisabeth Buchhöcker, Tochter von Maria und Ludwig Knapp, und an Frau Dr. Elga Lanc, Tochter von Dr. Arthur und Maria Lanc, im Rahmen der Gedenkveranstaltung „Ehrungen von Lebensrettern aus dem Jahr 1945“ eine Dankesurkunde übergeben. In Anwesenheit von Schülern, Eltern und Lehrern sowohl der Volksschule Weitra als auch der Hauptschule II Gmünd wurde so ein Zeichen wider das Vergessen gesetzt. Ansprachen dazu hielten die Historikerin Frau Dr. Eleonore Lappin, der Historiker Herr Prof. Dr. Szabolcs Szita, Herr Prof. György Kármán (Holocaust-Überlebender aus Ungarn, der durch die Familie Knapp gerettet wurde), die Bürgermeister und Schuldirektoren und der Projektorganisator Herr MMag. Christian Gmeiner.

Die Taten der wenigen, die geholfen haben, lassen die Schrecken des Holocaust nicht vergessen, aber sie geben der Menschheit Hoffnung. Diese "stillen Helden" sind anderer Natur als die Kriegshelden, von denen so häufig die Rede ist. Sie retteten Leben im Namen der Menschlichkeit. Am 3. August 2006 findet die Abschlussveranstaltung in St. Martin – Schützenberg statt.

Franz Zeilinger, Volksschuldirektor Weitra, am 02.08.2006

Schubertstraße 209, **3970 Weitra**

Im Jahre 1970 ehrte der Staat Israel auf Initiative von **Frau Klara Ben-David (geb. Springer)**, Achura – Haifa, Herrn Ludwig und Frau Maria Knapp aus Schützenberg bei Weitra für ihre lebensrettende Haltung mit dem Titel „Gerecht“.

Die Familie Knapp hat sich in einer unmenschlichen Welt (1944/45) menschlich verhalten. Als man von der Nachricht erfuhr, dass die jüdischen Arbeiter (zirka 1000 bis 1200 im Waldviertel) deportiert werden, bewiesen sich die Knapps als „stille nüchterne“ Helden. Ludwig und Maria Knapp waren nicht waghalsig, sie retteten aber trotzdem viele zum Tode Verurteilte in einer Weise, um selbst am Leben zu bleiben.

Frau Klara Ben-David war eine von den Geretteten. Sie pflanzte daher in ihrem Namen einen Baum in Israel. Ludwig und Maria Knapp wurden Urkunden und Gedenkplaketten für die Rettung überreicht.

Um diesen beiden Helden auch posthum in ihrer Heimat zu gedenken und für die Rettung vieler anderer zum Tode verurteilter jüdischer Zwangsarbeiter zu danken, errichtet man im Mai 2006 in der Stadt Weitra im Garten der Volksschule eine Gedenktafel und pflanzt einen Apfelbaum.

„Solange uns die Menschlichkeit miteinander verbindet,
ist es völlig egal, was uns trennt.“ – Ernst Ferstl

VD Franz Zeilinger

Geleitworte Bgm - Himmer:

Während der nationalsozialistischen Herrschaft in unserem Heimatland Niederösterreich prägten besondere tragische Ereignisse, Erlebnisse und Schicksale das Leben in den Städten, Märkten und Dörfern unserer engeren Heimat.

Es ist daher sehr lobenswert, dass im Rahmen des heurigen Waldviertelfestivals auch der Einsatz und der Mut von Personen gewürdigt werden, die auch mit Gefährdung des eigenen Lebens und der eigenen Freiheit sich gegen dieses mörderische Regime aufgelehnt haben, indem sie Verfolgte des Nazi-Regimes beschützt und versteckt haben.

In unserer Gemeinde wird diesen Personen stets ein ehrendes Gedenken bewahrt bleiben!

SR Werner Himmer

Bürgermeister der Stadt Weitra

Literaturangaben zum Projekt:

Eleonore LAPPIN, Susanne USLU-PAUER und Manfred WIENINGER, Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45 (= Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde Band 45, hg. von Willibald Rosner und Reinelde Motz-Linhart)

Eleonore LAPPIN, Gräber ohne Namen. Grabstätten ungarischer Jüdinnen und Juden in Niederösterreich. In: Martha Keil, Elke Forisch, Ernst Scheiber (Hg.), Denkmale. Jüdische Friedhöfe in Wien, Niederösterreich und Burgenland, Wien 2006, S. 134-141

Eleonore LAPPIN, Stichwort "Todesmärsche". In: Ernst Langthaler, Stefan Eminger (Hg.), Sowjets, Schwarzmarkt, Staatsvertrag. Stichwörter zu Niederösterreich 1945 bis 1955, St. Pölten 2005, S. 220-225

Eleonore LAPPIN, Der Zwangsarbeitseinsatz und die Todesmärsche ungarischer Jüdinnen und Juden in Österreich 1944/45. In: Christian Gmeiner (Hg.), Mobiles Erinnern. Gedenken zum Todesmarsch ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter. Krems 2005

Eleonore LAPPIN, Die Rolle der Waffen-SS beim Zwangsarbeitseinsatz ungarischer Juden im Gau Steiermark und bei den Todesmärschen ins KZ Mauthausen (1944/45). In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), Jahrbuch 2004, Schwerpunkt: Mauthausen, S. 77-112

Eleonore LAPPIN, Die Todesmärsche ungarischer Juden durch den Gau Steiermark. In: Gerald Lamprecht (Hg.), Jüdisches Leben in der Steiermark. Marginalisierung, Auslöschung, Annäherung. Innsbruck-Wien-München-Bozen 2004, S. 263-290

Eleonore LAPPIN, Die Todesmärsche ungarischer Juden nach Mauthausen und Gunskirchen. In: [Mauthausen Memorial](#)

Eleonore LAPPIN, Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich im Frühjahr 1945. In: <http://ejournal.thing.at/essay/todmarsch/html>

Eleonore LAPPIN, Todesmärsche durch den Gau Oberdonau. In: Siegfried Haider und Gerhard Marckhgott (Red.), Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer. Linz 2001, S. 77-92

Eleonore LAPPIN, Prozesse der britischen Militärgerichte wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen an ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern in der Steiermark. In: Rudolf G. Ardelt und Christian Gerbel (Hg.), Österreichischer Zeitgeschichtetag 1995. Innsbruck-Wien 1997, S. 345-35

Eleonore LAPPIN, Das Schicksal der ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter in Österreich 1944/45. In: Studien zur Geschichte der Juden in Österreich, Band 2. Hg. Von Martha Keil und Eleonore Lappin. Berlin-Bodenheim/Mainz 1998, S. 141-168

Eleonore LAPPIN, Die Ahndung von NS-Gewaltverbrechen im Zuge der Todesmärsche ungarischer Juden durch die Steiermark. In: Winfried Garscha, Claudia Kuretsidis (Hg.), Keine Abrechnung. Wien 1998, S. 32-52

Eleonore LAPPIN, Das Schicksal ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter in Wien 1944/45. In: Martha Keil und Klaus Lohrmann (Hg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich. St. Pölten 1994, S. 140-165

Eleonore LAPPIN, Rechnitz gedenkt der Opfer der NS-Herrschaft. In: Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes 1992, S. 50-70

Szabolcs SZITA: Zwangsarbeit, Todesmärsche, Überleben durch Hilfe. 237 Seiten, Verlag Velcsov, Budapest 2004

Szabolcs SZITA, Verschleppt, verhungert, vernichtet. Die Deportation von ungarischen Juden auf das Gebiet des annektierten Österreich 1944-1945, Wien 1999, 279 Seiten, Werner Eichbauer Verlag

Szabolcs SZITA, Die Todesmärsche der Budapester Juden im November 1944 nach Hegyeshalom-Nickelsdorf, in: Zeitgeschichte, 22. Jg. (1995), März/April, S. 124-137

Szabolcs SZITA, March of deportees from Budapest to the Hungarian-German border at autumn 1944 (1991)

Szabolcs SZITA, Ungarische Zwangsarbeiter in Niederösterreich (Niederdonau) 1944-1945, in: Unsere Heimat, Zeitschrift des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 63. Jg. (1992), Heft 1, S. 3-34

Szabolcs SZITA, The Forced Labour of Hungarian Jews at the Fortification of the Western Border Regions of Hungary, 1944-1945, in: Randolph L. Braham (Hg.), Studies on the Holocaust in Hungary, New York 1990, S. 175-193

Michael ACHENBACH/Dieter SZORGER, Der Einsatz ungarischer Juden am Südostwall im Abschnitt Niederdonau 1944/45, Dipl. Univ. Wien, 1996

Randolph L. BRAHAM, The Hungarian Jewish Catastrophe. A Selected and Annotated Bibliography, New York 1984

Vera BROSER, Der Weg ungarischer Juden nach Niederösterreich 1944-1945, Wien 1990.
Bundesministerium für Inneres, Abteilung 18, Übersicht über Österreichische Gerichtsverfahren wegen NS-Gewaltverbrechen, Wien 1985

Günther Burczik, "Nur net dran rühm." Auf den Spuren der Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen. In: Martha Keil, Eleonore Lappin (Hg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich, Bodenheim 1997, S. 169-204

Benedikt FRIEDMAN, "Iwan, hau die Juden!". Die Todesmärsche ungarischer Juden durch Österreich nach Mauthausen im April 1945, aus der Schriftenreihe "Augenzeugen berichten", hg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich in St Pölten und "Österreich- Literaturforum" in Wien, Heft 1, St. Pölten 1989

Projektkoordinator:
MMag. Christian Gmeiner,
Missongasse 47
A-3500 Krems/D.
02732 75 077
0664 59 333 07
email: cgmeiner@aon.at

Besonderen Dank: **Prof. György Kármán, Dr.in Eleonore Lappin, Univ. Prof. Dr. Dr. h.c. Szabolcs Szita,...**

printed by:  Krems, 02732 / 77007
digital-print-copy



WALDVIERTEL VIERTELFESTIVAL 2006 NIEDERÖSTERREICH

Die Finanzierung dieses Projekt wurde durch des Viertelfestivals ermöglicht, herzlichen Dank:
Kulturvernetzung Niederösterreich – Büro Waldviertel, Wilhelm Lehner (Geschäftsführung), Anita Herzog (Assistenz)
E-Mail: waldviertel@kulturvernetzung.at; www.kulturvernetzung.at
Bahnhofstr. 12, 3830 Waidhofen / Thaya, Tel. 02842/20 131

Kulturvernetzung NÖ
Büro: Viertelfestival NÖ
Wiedengasse 2
2130 Mistelbach
tel: 02572 /34 2 34 - 0
fax: 02572 /34 2 34 - 25

Mitbeteiligte Gemeinden und Institute (Vorträge, Reden, Aktivitäten):

Österreich: St.Pölten

Dr.in Eleonore Lappin, Institut für Geschichte der Juden in Österreich, St. Pölten
(Zahlreiche Publikationen: u.a.: Eleonore Lappin, Susanne Uslu-Pauer und Manfred Wiener, Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45 (= Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde Band 45, herausgegeben von Willibald Rosner und Reinelde Motz-Linhart)

Ungarn: Ungarisches Holocaustmuseum

Univ. Prof. Dr. Dr. h.c. Szabolcs Szita, Historiker, Buchautor, Holocaustmuseum Budapest
Matthias Pühringer, österreichischer Zivildienstler in Budapest

Gmünd

Bürgermeister: **Otto Opelka**
Tochter von **Dr. Arthur und Maria Lanc, Dr.in Elga Lanc**
Andreas Tomaschek, Direktor Hauptschule II, Gmünd

St. Martin – Schützenberg

Bürgermeister **Peter Höbarth**
Tochter von **Ludwig und Maria Knapp: Buchhölcker Elisabeth**
Herta Zaußinger, Direktorin Kindergarten St. Martin

Weitra

Bürgermeister: **Werner Himmer**
Franz Zeilinger, Direktor Volksschule Weitra

Projekt "Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart"

Netzwerkkordinator NÖ, Gmeiner: www.erinnern.at

Ganz besonders bedanken möchte ich mich bei Frau **Dr.in Eleonore Lappin** für Ihren enormen Einsatz beim Projekt **Christian Gmeiner**.

HG: Lappin, Gmeiner